Die Zwillingsbrüder.

Roman

von

August Schrader.

Erster Band.

Leipzig.
Druck und Verlag von C. W. Vollrath.

1.

Die Hochzeit.

Gegen Mittag hielt eine Reihe glänzender Equipagen vor dem Portale des Doms in der Residenz M. Die Kutscher und Bedienten standen plaudernd neben den Pferden, während in den gothischen Hallen der Kirche die Töne der Orgel brausten und der Sängerchor des Doms eine Motette ausführte. Noch immer kamen neugierige Herren und Damen, die rasch die Kirche betraten. Wir sagen „neugierige" Herren und Damen, denn es handelte sich nicht darum, dem Gottesdienste beizuwohnen, sondern Zeuge eines Schauspiels zu sein, das wirklich zu den Seltenheiten gehörte. Die Tochter des reichsten Bankiers der Hauptstadt, eine junge Dame von wunderbarer Schönheit, ward mit einem jungen Gardeoffizier vermählt. Otto von Ravenstein stammte aus einer alten gräflichen Familie und besaß, so erzählte das Gerücht, außer seinem Wappen und seinem Degen nichts als Schul-

den, die nun der enorm reiche Schwiegervater bezahlen würde. Die Damen der Stadt wollten wissen, daß die Aussteuer der schönen Gabriele, so hieß die Braut, mehr als hunderttausend Thaler gekostet habe; es ließ sich dies kaum bezweifeln, da Gabriele die einzige Tochter eines Mannes war, der über Millionen zu gebieten hatte. Der Pomp, der bei der Trauung entfaltet wurde, entsprach dem Reichthum des Bankiers; wir schildern ihn indeß weiter nicht, und berichten nur, daß die Ceremonie, die zwei liebende Wesen für das ganze Leben mit einander verbindet und ihre Liebe der Welt gegenüber legalisirt, ohne Störung vollzogen ward. Posaunen und Trompeten schmetterten, die Pauken wirbelten, der Organist spielte mit allen Registern und der Chor sang aus Leibeskräften .... da erschien das Brautpaar in dem Portal, auf Blumen wandelnd, die weißgekleidete Mädchen streuten. Rechts und links bildeten die Neugierigen undurchdringliche Wände, und mehr als ein Ruf der Bewunderung und des Staunens ließ sich vernehmen. Den Neuvermählten folgte der Bankier, ein stattlicher und stolzer Mann mit ergrautem Haare. In dem Knopfloche seines schwarzen Fracks trug er ein farbiges Bändchen .... an der Börse erzählte man, Roland habe einem kleinen deutschen Fürsten, der sich

in großer Noth befunden, eine Anleihe vermittelt, und dafür nicht nur gute Zinsen, sondern auch einen Orden erhalten. Vielleicht war der Bankier stolz auf diesen Orden. Die Herren und Damen, die sich in dem Brautzuge befanden, gehörten zumeist der Geldaristokratie an; Uniformen sah man nur wenige. Der Bräutigam selbst trug seine Civilkleider; er hatte am Tage der Trauung den nachgesuchten Abschied aus der Armee erhalten.

Die jungen Gatten und die Gäste, eine sehr zahlreiche Gesellschaft, hatten die Equipagen bestiegen; die Bedienten schlossen die Schläge, schwangen sich zu den Kutschern auf den Bock und die lange Reihe rasselte über das Pflaster der Hauptstraße der Residenz, zum Thor hinaus nach der eine halbe Stunde von der Stadt entlegenen Villa, die als ein Muster von Reichthum, Eleganz und Geschmack gepriesen ward. Man wußte, daß die bedeutendsten Künstler die Wandgemälde in jenem Landhause ausgeführt hatten. Dieses Landhaus bildete einen Theil von der Mitgift der Braut. Es lag reizend am Saume eines Waldes, eines herrlichen Eichenforstes, der ebenfalls Besitzthum des Bankiers war.

Das Thor in dem hohen Eisengitter war festlich geschmückt; es bildete eine Ehrenpforte mit der aus

Blumen gebildeten Inschrift: „Willkommen daheim!“ Der Weg von dem Thore bis zu dem stattlichen Hause war mit Blumen bestreut und rechts und links durch Flaggen abgegrenzt. In dem Augenblick, als die Wagen hielten, donnerten Böllerschüsse, die im Parke abgefeuert wurden, und ein im Hofe aufgestelltes Musikchor begann zu spielen. Unter den festlichen Klängen eines Marsches bewegte sich der Zug, an dessen Spitze das Brautpaar schritt, über den Hof, die Stufen der Freitreppe hinan in den geräumigen Saal, der den größten Theil des Erdgeschosses einnahm. Auch hier dufteten Blumen in reicher Fülle, Blumen der seltensten Art, die der Park und das Gewächshaus geliefert hatten. Die Veranda, die nach dem großen Parke hinausging, war geöffnet und mit lebensgroßen Statuen geschmückt; prachtvolle Teppiche bedeckten den Boden derselben und Gewinde von duftendem Eichenlaube verbanden die Säulen, die ein farbiges Glasdach trugen. Diese Räume, die von dem Reichthum des Besitzers zeugten, nahmen zunächst die Gäste auf. Nachdem das junge Paar die üblichen Glückwünsche empfangen, zog es sich in die Gemächer des ersten Stocks zurück. Bediente in reicher Livree servirten Erfrischungen in silbernen Gefäßen. Das Orchester, das sich in einem eigens dazu

erbauten Pavillon vor der Veranda befand, spielte heitere Kompositionen der beliebtesten Meister. Ein Zimmer im linken Flügel des Erdgeschosses ward geöffnet ... es enthielt die Hochzeitsgeschenke, die hier zur Schau ausgestellt waren. Es ist nicht möglich, alle die Herrlichkeiten aufzuzählen, die sich in wohlgeordneten Gruppen zeigten. Man wähnte einen Juwelierladen zn sehen, dessen Besitzer Alles aufbietet, um Käufer anzulocken. Mit Kleinigkeiten hatten sich die Geber nicht befaßt; überall glänzten die werthvollsten Gegenstände.

Der Bankier Roland war Wittwer, der Tod hatte ihm die Gattin schon vor fünf Jahren entrissen, seit dieser Zeit lebte eine Schwester bei ihm, die das Hauswesen leitete. Sabine, so hieß diese Schwester, hatte das Glück der Ehe nie genossen, obgleich sie schon neunundvierzig Jahre zählte und, wie das Gerücht sagte, ein beträchtliches Vermögen besitzen sollte; Leute, die es wissen konnten, behaupteten, Sabine habe eine halbe Million in dem Geschäfte des Bruders angelegt ... trotzdem war sie noch Jungfrau. Dieser Umstand findet seine Erklärung, wenn man die Dame ansieht. Sabine war nicht etwa häßlich, nein, sie hatte sogar einen schönen Kopf, lebhafte blaue Augen, eine edel gebogene Nase, feinen Teint, prachtvolle

veiße Zähne, einen schön geformten Mund und eine :labasterweiße Stirn, die von starken hellblonden Haa= en eingerahmt ward ... aber Mutter Natur hatte ür ihren Wuchs schlecht gesorgt ... die arme Sabi= ıe war bucklicht. Ihre rechte Schulter war aufallend öher als die linke und auf dem Rücken zeigte sich ein pitzer Höcker, den weder die Haltung des Körpers ıoch die Kunst der Toilette zu verbergen im Stande var. Die blonde Jungfrau wäre sicherlich eine chlanke, stattliche Dame geworden, wenn ihr Wuchs ich ordnungsmäßig entwickelt hätte ... wie wir sie etzt sehen, war sie ein unförmliches Wesen, dessen ange Arme und Hände mit dem kurzen Körper nicht armonirten; ihr Kopf lehnte sich an die erhöhte Schul= er, so daß der Hals nur nach einer Seite sichtbar lieb, und der Höcker reichte bis in den Nacken. Wie lle verwachsenen Menschen maßlos eitel sind, so war s auch Sabine: sie trug ein prachtvolles Kleid von rauner Seide und einen langen Ueberwurf von den euersten Spitzen. Durch das meisterhaft coiffirte aar schlang sich eine Schnur der seltensten weißen erlen und den Hals schmückte ein Collier, dessen Berth nach Tausenden zählte. Dem entsprachen die rahlenden Bracelets, die breit und voll die hageren, ıochigen Handgelenke einschlossen. Die Ohrgehänge

waren von auffallender Größe und blitzten, wie der übrige Schmuck, von Diamanten. Die Schleppe des faltenreichen Kleides hatte geradezu einen kolossalen Umfang. Hätte der Reichthum und die Intelligenz der feinen Gesichtszüge den Eindruck dieser Toilette nicht gemildert, man würde die Schwester des Bankiers für lächerlich gehalten haben, zumal da sie stets mit einem Aplomb auftrat, der sich für eine majestätische Gestalt schickte. Damen und Herren sprachen respektvoll mit ihr, sie brauchte sich nur zu zeigen, um sofort die allgemeine Aufmerksamkeit für sich zu gewinnen. Sabine galt für geistreich, und sie war es auch; ihre Sarkasmen fürchtete man in demselben Grade, als man ihre Witze gern hörte.

Während Roland sich mit den Herren beschäftigte, führte Sabine die Damen in das Zimmer, das die Brautgeschenke enthielt; sie bezeichnete die einzelnen Gegenstände und sprach sich mit Geist und Laune über die Verwendung derselben aus.

So verfloß eine Stunde.

Da erschien das Brautpaar wieder.

Gabriele hatte die Toilette gewechselt; sie trug ein weißes Kleid von durchsichtigem Stoff, dessen Stickerei Bewunderung erregte. Ein weißer mit Gold durchwirkter Schleier floß von dem Haupte bis zur Erde

hinab. Der Myrthenkranz in dem dunkelblonden Haare war ein Meisterstück. Wenn das Gerücht die Braut als eine der ersten Schönheiten der Residenz bezeichnet, so hatte es nicht übertrieben. Die Natur hatte die kaum einundzwanzigjährige Gabriele mit Vorzügen ausgestattet, die sie nur selten den Sterblichen verleiht. Der Bräutigam, Otto von Ravenstein, war eine echt männliche aristokratisch schöne Erscheinung; er zählte siebenundzwanzig Jahre, hatte ein frisches, edles Gesicht und zeigte in Haltung und Benehmen den ritterlichen, gebildeten Offizier. Die Kameraden hatten ihn bisher hochgeachtet, sie würden ihn für völlig makellos gehalten haben, wenn er sich die Frau nicht aus dem Bürgerstande gewählt hätte. Diese Mesalliance, wie sie von den Edelleuten genannt wurde, trübte den Nimbus des alten Stammbaums und warf überhaupt ein nicht vortheilhaftes Licht auf den jungen Grafen, der sich durch das große Vermögen des bürgerlichen Kaufmanns hatte verblenden lassen. Diesem Umstande war es zuzuschreiben, daß sich wenig Offiziere unter den Gästen befanden; die, welche der Einladung zum Feste gefolgt, waren bürgerlicher Abkunft und schätzten den Bräutigam seiner vortrefflichen Eigenschaften, nicht seines gräflichen Standes wegen. Das Erscheinen der jungen Eheleute brachte

neue Bewegung in die Gesellschaft; die Damen gruppirten sich um Gabrielen, die Männer um Otto, der Allen freundlich die Hand drückte. Nun wurden Ueberraschungen mancherlei Art ausgeführt; eine Jugendfreundin Gabriele's trug ein scherzhaftes Gedicht vor und überreichte ein sauber gesticktes Pantoffelpaar, das sich in einem prächtigen Etui befand. Daß es an geeigneten Anspielungen auf diese Fußbekleidung nicht fehlte, bedarf wohl der Erwähnung nicht.

Ein Freund zog den Bräutigam bei Seite.

— Otto, ich muß Dich auf einen Umstand aufmerksam machen, der allgemeine Mißstimmung erzeugt, wenn er bekannt wird.

— Was ist es?

— Folge mir in das Zimmer, das die Hochzeitsgeschenke enthält.

— Hat man einen Raub ausgeführt?

— Nein.

— Kümmern wir uns doch nicht darum!

— Es ist nöthig, Du mußt es wissen. Der Zufall führte mich in jenes Zimmer und ich entdeckte ein Geschenk, das nicht zu den übrigen paßt. Ich werde es, aber nur mit Deiner Bewilligung, entfernen.

Der Freund, Arnold Bertram, war ein bürgerlicher

Offizier, der Otto von Ravenstein wie einen Bruder liebte. Beide hatten schon seit Jahren in den intimsten Verhältnissen gelebt und waren sich Rathgeber und Helfer gewesen.

Arnold Bertram ergriff den Arm des jungen Gatten und zog ihn mit sich fort. Der Zufall wollte es, daß sich in dem Zimmer außer den beiden Männern Niemand befand. Der Freund schloß die Thür.

— Otto, sagte er, wir sind allein ... Du mußt jetzt bekennen, daß Dich ein Geheimniß drückt ... Mir mußt Du es bekennen, Deinem besten Freunde ...

— Du sprachst von einem Gegenstande ...

— Der mir mit Deinem Geheimnisse in Verbindung zu stehen scheint.

— So zeige ihn doch! bat ungeduldig der Graf.

— Um ihn den Blicken der Beschauer zu entziehen habe ich ihn hinter jene Silbervase gelegt.

Arnold schob die Vase bei Seite.

Der Graf starrte bestürzt das seltsame Hochzeitsgeschenk an, das hinter dem großen glänzenden Gefäße verborgen gewesen. Es war ein kleines Grabmal von schwarzem Marmor, das in einer Lage grünen Mooses ruhte. Auf dem Marmor stand in Goldschrift: „memento mori.“ Darunter zeigte sich ein auf zwei Knochen gelegter Todtenkopf. Unter dem

Todtenkopf las man deutlich die Worte: „Den 3. Juli 18 . .“ Es war dies der Hochzeitstag des Grafen.

— Freund, flüsterte Arnold Bertram dringend, Du vermuthest den Geber dieses Hochzeitsgeschenkes . . . gestehe es mir, ich bitte Dich!

Otto hatte Mühe, seine Bestürzung zu verbergen.

— Ja, murmelte er, ich vermuthe ihn!

— Das Geschenk hat für Dich eine tiefe Bedeutung . . .

— Auch das ist wahr!

— Und wer ist der Geber?

— Mein Bruder, mein Zwillingsbruder Julian!

— Ich habe es mir gedacht!

— Hast Du ihn unter den Gästen gesehen, Arnold?

— Hier nicht; wohl aber glaube ich ihn in der Kirche bemerkt zu haben; er stand, sehr einfach gekleidet, hinter einem der großen Pfeiler . . . sein Gesicht war bleich und abgezehrt, als ob er von einer schweren Krankheit genesen sei . . .

— Still jetzt, still! Du sollst, Du mußt Alles erfahren. Beseitige das Grabmal . . . Ich mag es nicht berühren.

Der Graf konnte sich eines Schauders nicht erwehren, der plötzlich seinen ganzen Körper erbeben

machte. Dann warf er sich an die Brust des Freundes.

— Arnold, bat er zitternd, sorge, daß Gabriele nichts erfahre ... Vernichte das Kreuz, Niemand soll es sehen!

Der Offizier umschloß den Freund mit beiden Armen.

— Du weißt, Otto, daß Du Dich auf mich verlassen darfst! Nun aber versprich mir, Unbefangenheit zu zeigen und die Freuden des schönen Festes nicht zu stören ... Deine Braut ist so glücklich und zugleich st[illegible] ...

— Ach Gabriele, das herrliche, liebenswürdige Wesen! rief in tiefer Bewegung der Graf.

— Ignorire den unpassenden Scherz.

— Wollte Gott, es wäre nur ein Scherz.

— Wofür hältst Du das alberne Geschenk?

— Für eine Demonstration Julian's, die mir verhängnißvoll werden kann.

— Du hast doch mit ihm in freundschaftlichem Briefwechsel gestanden.

— Arnold, so mußte es dem Uneingeweihten erscheinen!

— Julian ist Dein Bruder, Dein Zwillingsbruder.

— Wohl wahr!

— Wenn eine Differenz zwischen euch besteht, so wird sie sich beseitigen lassen.

— Vielleicht, mein lieber Freund!

— Ich biete Dir meine Dienste an.

— Und ich schlage sie nicht aus.

— Julian muß nicht recht bei Sinnen sein, wenn von ihm das Hochzeitsgeschenk kommt . . .

— Beseitige es, ich bitte Dich darum!

Arnold überlegte.

— Warte! murmelte er nach einer Pause.

— Wie fangen wir es an?

Der Offizier deutete auf das offene Fenster.

— Ich gehe in den Hof und Du reichst mir das Ding, das ich draußen zu vernichten wissen werde.

Und so geschah es.

Zwei Minuten später zeigte sich der Kopf Arnold's draußen am Fenster. Otto gab das Grabmal, das einem schön gearbeiteten Modelle glich, dem Freunde, der es hastig nahm und hinter dem Wirthschaftsgebäude verschwand.

Der Graf starrte düster durch das Fenster! dann fuhr er mit der Hand über die heiße Stirn und rief:

— Soll ich denn nicht glücklich werden? Gönnt mir das Geschick die Gattin nicht, die es selbst mir

beschieden hat? Julian, warum kommst Du jetzt? Dich treibt der Wahnsinn ...

Die Thüre ward leise geöffnet.

Otto bemerkte es. Als er sich wandte stand Gabriele vor ihm, strahlend von Glück, Schönheit und Jugend. Sie sah ihn einige Augenblicke forschend an.

— Du ziehst Dich zurück? fragte sie dann.

— Die Hitze, die unerträgliche Hitze! rief er verwirrt. Hier ist es kühl ... auch wollte ich Dich in der Unterhaltung nicht stören ... Du solltest kurze Zeit Deinen Freundinnen überlassen bleiben ... Ich habe mich geweidet an den herrlichen Geschenken ... nicht, weil sie von kostbarem Metall sind ... nein, ich bemesse den Werth nach den Gebern ... alle diese Gegenstände beweisen, daß wir uns der Achtung und Freundschaft Vieler erfreuen ...

Stürmisch umarmte und küßte er die Braut.

— Wie bist Du denn? fragte sie verwundert.

Er legte die leise zitternde Hand auf den Myrthenkranz.

— Meine Gabriele, meine Gattin! O, in diesem Worte liegt eine unbeschreibliche Seligkeit! Ich finde keine Worte, um Dir zu sagen, was ich heute fühle

und denke ... am bezeichnendsten würde der Ausdruck sein: das Glück erdrückt mich.

— Schwärmer! flüsterte sie liebreich zu ihm empor, das Köpfchen an seine Brust gelehnt.

— Gebe Gott, daß unsere Ehe eine lange werde! Riefe Dich der Tod früher ab als mich ...

— Wie kommst du auf diesen Gedanken?

Thränen standen ihr in den schönen Augen.

— Ich will nicht fürchten, rief er hastig, ich will nur hoffen! Ich will das Beste hoffen, das einem Sterblichen werden kann, denn Du bist ein Engel und Gott nimmt seine Engel in sichern Schutz. Deinetwegen wird er unseren Bund durch langes Bestehen segnen ... Fort mit den trüben Gedanken! Ich habe nicht recht gethan, mich von Dir zu trennen ... Nun bleibe ich an Deiner Seite und will die Freuden des Hochzeitstages in vollen Zügen genießen.

Er küßte ihr Stirn, Mund und Wangen.

In diesem Augenblick trat Sabine ein; sie blieb an der Thür stehen und betrachtete lächelnd das Paar. Das Lächeln schien ihr nicht so recht vom Herzen zu kommen, es lag etwas Malice, vielleicht auch etwas Bosheit darin. Sie fächelte sich mit dem kostbaren Fächer, den sie in der weiß gantirten Hand trug,

Luft zu, als ob sie ihre Ungeduld bemeistern wollte. Gabriele ließ ihr Köpfchen an des Grafen Brust ruhen, sah schmachtend zu ihm empor und schien in dem Anblicke des Gatten völlig verloren zu sein. Otto hatte den linken Arm um die schlanke Taille seiner jungen Frau gelegt und berührte mit der rechten den Myrthenkranz. Beide hatten keine Worte mehr, um ihre Gefühle auszudrücken, sie betrachteten sich nur einander.

— Gabriele! rief Sabine.

Die Braut erschrak.

— Mein Gott! flüsterte sie.

— Ich muß Sie stören, lieber Graf ...

Otto hatte den Arm der jungen Frau in den seinigen gelegt.

— Die Tante meiner Gattin stört mich nie, antwortete er verbindlich; Sie wissen, Fräulein Sabine, daß ich Ihre Gesellschaft und Ihre Unterhaltung nur gern habe.

Und die verwachsene Tante verneigte sich mit der Würde einer Fürstin; dann trat sie näher.

— Die Pflichten, die ich bei dem Feste übernommen, haben mich bis jetzt verhindert, den Neuvermählten meinen Glückwunsch darzubringen. Ich hole das unfreiwillig Versäumte nach und statte mit auf-

richtigem Herzen meine Gratulation ab. Der Herr Graf und die Frau Gräfin von Ravenstein mögen mit dem heutigen Tage ein Leben beginnen, das die Erfüllung jedes entstehenden Wunsches in sich trägt. Die düsteren Schatten des Schmerzes und der Trauer mögen nie die Sonne des Glücks verhüllen, die heute so rein am Firmament der Ehe strahlt ...

Sie verneigte sich zum zweiten Male.

Gabriele bot ihr die Hand, indem sie rief:

— Du hast doch ein gutes Herz, Tante.

— Kind, hast Du je gezweifelt?

— Wenn auch das nicht ...

— Nun?

— So habe ich doch gefürchtet ...

— Was? Was?

— Daß Du meine Verbindnng nicht gern siehst.

Sabine senkte die Blicke.

— Mir ist nun einmal das seltsame Loos geworden, überall verkannt zu werden; auch hier in dem Hause meines Bruders ... Sieh', mein Kind, ich wollte Dich nicht verlieren, ich wollte Dich immer für mich behalten ... Nun bist Du das Eigenthum des Gemahls geworden und ich trete Dich gern ab, da ich von der Feststellung Deines Glücks überzeugt bin.

— O gewiß! rief der Graf. Was an mir ist, wird geschehen, um Gabrielen diese Erde zu einem Paradiese zu gestalten. Sie sollen Zeugin sein, verehrte Tante ...

Der Graf küßte ihr die Hand.

Jenes kalte, feine Lächeln glitt über die Züge Sabinen's, das sie in den Ruf der Hartherzigkeit gebracht hatte.

— Sind wir nun völlig aufgeklärt? fragte sie. Otto küßte wiederum die Hand der neuen Tante.

— Es hat ja, fügte er hinzu, der Aufklärung nie bedurft, nur der Verständigung. Die zweite Mutter meiner herrlichen Gabriele wird auch mir Mutter sein.

— So weit ich es kann!

Der junge Graf führte beide Damen in den Saal zurück.

Es war Zeit, daß die Neuvermählten sich zeigten, denn man wollte zur Tafel gehen; Herr Roland, der Vater, hatte seine Kinder schon gesucht.

Im Garten war ein Zelt oder vielmehr ein Pavillon errichtet, der als Speisesaal diente. Der reiche Bankier hatte Alles aufgeboten, um das Fest glänzend zu machen. Es entfaltete sich ein wahrhaft fürstlicher Luxus. Der improvisirte Saal glich einem Gewächshause mit den seltesten, prachtvollsten Pflanzen und Blu-

men, die von kunstgeübter Hand reizend zusammengestellt waren. Frisches Grün prangte in allen Schattirungen und die Blumen glänzten in einer Farbenpracht wie man sie nur in den Tropenländern findet. Hohe Bäume beschatteten das Dach des geräumigen Pavillons, der in seinen oberen Schichten von leichter Zugluft durchweht ward. Zwei Springbrunnen, deren Wasser sich in Steinbassins sammelte, nachdem es fast die Decke erreicht hatte, verbreiteten Kühle und Frische. Die Wände waren mit weißen Stoffen und großen Spiegeln geschmückt. Geradezu Bewunderung erregte ein großer Kamin, der aus lebenden Blumen und zarten Gewächsen aufgebaut war. In dem Innern dieses Kamins, das aus dichten Epheublättern bestand, prangte eine Gruppe schillernder Feuerlilien. Auf dem Simse standen große Vasen und eine kolossale Pendule, die der Bankier eigens aus Paris hatte kommen lassen, um seinen Gästen ein seltenes Kunstwerk zu zeigen. Farbige Markisen bedeckten die im gothischen Style gehaltenen Fensteröffnungen, die durch Schlingpflanzen eingerahmt wurden. Von der Decke herab hingen Ampeln mit großen Bl- pflanzen. Der Fußboden glich dem eines parkettirten Saales. Die in Hufeisenform aufgestellte Tafel war ein Meisterstück. Auf dem schneeweißen Damast glänzten nur silberne

Gefäße. Man speiste von Silber und trank aus Krystall. Das Orchester, hinter einer Blätterwand aufgestellt, spielte heitere Kompositionen moderner Meister. Die Tafel bot, als die Gäste Platz genommen, einen feenhaften Anblick. Das Brautpaar auf bekränzten Sesseln bildete den Mittelpunkt der Tafelrunde. Ein Dutzend Lakeien in gestickter Livree flogen mit den Speisen herbei, die von einem berühmten Koch bereitet waren. Schon nach fünf Minuten konnten sämmtliche Gäste zugleich das Mahl beginnen. Dann folgten die üblichen Toaste, unterstützt von dem Tusche des Orchesters, und selbst Tante Sabine erhob ihre Stimme, um in selbstgemachten Versen die Neuvermählten zu feiern. Die kleine verwachsene Person verschmähete keine Gelegenheit, durch Geist und Witz zu imponiren, und es gelang ihr dies, wenigstens versicherten die Damen, Sabine sei ein geniales Weib. Der Vater der Braut bewahrte seine, ihm eigenthümliche Gemessenheit und Würde; er brachte mit sonorer Stimme ein Hoch auf die Gäste und bat sie, für die Dauer des Festes sein Haus als das ihrige zu betrachten. Für das Glück seines einzigen Kindes, fügte er hinzu, könne er nicht genug thun, und wenn sich hier und dort in der Festordnung eine Lücke bemerkbar machen sollte, so möge man dies nicht der Nachlässig-

keit zuschreiben, denn er, der Festgeber, sei sich sowohl der hohen Bedeutung des Tages bewußt, als auch der Ehre, welche ihm durch eine so glänzende Versammlung zu Theil werde. Den großa...gen Veranstaltungen gegenüber lag in dieser Bescheidenheit ein Stolz, den man dem reichen Manne gern verzieh.

Das Diner dauerte bis gegen Abend.

In der Dämmerung machten die Gäste eine Promenade durch den Garten, den man Park nennen konnte. Das herrlichste Sommerwetter begünstigte das Fest. Die stille laue Luft gestattete den Blumen, ihre Düfte ungestört zu entsenden. Auf dem Weiher, der sich in der Mitte eines großen Rasenplatzes befand, lagen drei elegante Gondeln, die zu Spazierfahrten benutzt wurden. Die in ihrer Abendruhe gestörten Schwäne schwammen majestätisch neben den leichten Fahrzeugen her. Die Abendfrische that denen wohl, die den feinen Weinen des reichen Mannes allzueifrig zugesprochen hatten. Hier hörte man lautes Gespräch und Lachen, dort den Gesang von Damen, die langsam auf den reinlichen Kieswegen lustwandelten. Von Zeit zu Zeit stieg eine Rakete auf aus den Büschen, dann folgten Ausrufe der Bewunderung und des Staunens. Als die Dunkelheit völlig hereingebrochen war, hatte man die Illumination vollendet . . . die Villa

strahlte im Glanze unzähliger Lampen und in der nächsten Umgebung derselben prangten Piramiden von farbigen Ballons. Eine alte Linde war mit Hunderten von Lampions geschmückt, deren Licht der Wasserspiegel des Weihers zurückstrahlte. Selbst der Rasen war beleuchtet von kleinen Flämmchen, die den Namenszug des Brautpaars und das Wappen der Grafen von Ravenstein bildeten. Die Lichteffekte, die der Illuminateur hervorbrachte, waren unbeschreiblich schön; als aber der Pyrotechniker die Werke seiner Kunst zeigte und riesige Feuergarben zu dem Abendhimmel emporstiegen, brachen die Gäste in laute Jubelrufe aus. Die Kanonenschläge riefen das Echo wach, das donnernd aus dem angrenzenden Haine antwortete. Die funkelnden Sterne erbleichten vor dem Feuermeere, das minutenlang über den ganzen Park fluthete. Länger als eine Stunde dauerte das wunderbar schöne Schauspiel des Feuerwerks, dann ward es still und das ruhige Licht der Lampen beleuchtete mild die Wege und Plätze.

Eine Tromepetenfanfare rief die Lustwandelnden zum Balle in den taghell beleuchteten Saal der Villa. Die jüngeren Leute gaben sich den Freuden des Tanzes hin, die älteren setzten sich zur Flasche oder zum Spiel. Nach der Polonaise flüsterte Gabriele ihrem Gatten zu:

— Ich bin erschöpft, führe mich zu einem Plätzchen, wo ich ungestört ruhen kann.

— Wohin willst Du? fragte er zärtlich.

— Führe mich zu der Jasminlaube, in der wir uns zuerst unsere Liebe gestanden haben.

— So komm, mein liebes Weibchen!

Das Paar schlüpfte unbemerkt aus dem Ballsaale, während die Paare sich zur Quadrille ordneten. In dem kühlen, mild erleuchteten Garten schöpfte die junge Frau tief Athem; sie hing sich an den Arm des Gatten und rief:

— Wäre doch das Fest vorbei!

— Warum?

— Der geräuschvolle Pomp hat für mich etwas Drückendes, das wie ein Alp auf mir lastet; ich gestehe offen, daß ich mich schon lange davor gefürchtet habe.

— Gedulde Dich noch einige Stunden, und die Gäste werden abziehen!

Gabriele hatte sich wie ein Kind an die Seite des Gatten geschmiegt, der zärtlich seinen Arm um ihre Taille legte und sie klopfenden Herzens durch die Wege führte. Von Zeit zu Zeit wechselten sie Küsse, die sekundenlang anhielten. Plötzlich standen sie am Eingange der Laube, die in der Mitte eines duftenden Blumenbeetes lag. War die Nacht auch

sternenhell, in dem Innern der Laube herrschte tiefe Finsterniß, da der Jasmin ein dichtes Blättergewebe bildete, das selbst bei Tage nur eine matte Dämmerung zuließ. Der kühle Raum war reizend ausgestattet; die feinsten Gartenmöbel standen an den Wänden, unter denen sich eine weiche Ottomane befand, die den Liebenden oft als Sitz gedient, wenn sie sich ungestört in süßen Plaudereien ergehen wollten.

— Mein Gott! rief die junge Frau erschreckt.

— Was ist Dir? fragte besorgt der Gatte.

— Man sieht die Hand vor Augen nicht; die sonst so anmuthige Laube gleicht einem finstern Keller.

— Ich glaube, liebes Kind, Du hast Furcht!

— Offen gestanden, ja!

Der Graf brach in Lachen aus.

— An meiner Seite, an der Seite eines Gardeoffiziers, magst Du ruhig sein!

— Suchen wir einen andern Platz! bat die junge Frau.

— Ich wüßte keinen, auf dem Du bequemer ruhen könntest.

— Eine seltsame Angst läßt mich zurückbeben.

— Liebe kleine Thörin, wer könnte Dir wohl ein Leid zufügen! Die Laube war ja stets Dein Lieb-

lingsort ... Wenn ich Dich nirgends finden konnte, hier traf ich Dich an ... Bedenke doch, daß der Garten rings von einer hohen Mauer eingeschlossen ist ...

Er zog sie über den Teppich, der den Boden bedeckte, zu dem Sopha, dessen Standort er genau kannte. Das schwellende Polster nahm die Liebenden auf. Gabriele lag schweigend an der Brust des Gatten, der sie, von Wonneschauern durchbebt, mit beiden Armen umfangen hielt. Ihre Lippen berührten sich zu einem langen, innigen Kusse.

— Otto, flüsterte sie, ich bin unbeschreiblich glücklich! Ach, ich kann den Gedarken kaum fassen, daß ich Dir nun für immer angehören darf ...

— Und ich gehöre Dir an! hauchte er an ihrer Wange. Nach dieser Seligkeit habe ich lange gegeizt! Ach, Gabriele, wie schön und gut bist Du!

— Die Freundinnen beneiden mich!

— Wir wollen uns keine Schmeicheleien sagen, die Zeit ist zu kostbar, zu edel; sprechen wir von unserer Liebe, von unserer Zukunft ... Ach, Gabriele, sprechen wir gar nicht!

Sie versanken in jenes Schweigen, das bei Liebenden beredter ist als Worte. Gabriele hatte das Unheimliche der finstern Laube vergessen, sie ruhete

an der Brust des geliebten Gatten und fühlte seinen Athem und die Stütze des kräftigen Armes, der sie umschlungen hielt. Der Graf zitterte leise unter der Berührung des zarten und doch üppigen Körpers seiner jungen Frau; er küßte ihr die Stirn, die Augen, die Wangen und den Mund ... dann wieder zog er ihre kleinen Hände an seine Lippen und seufzte, als ob er die Last seines Glückes kaum tragen könne.

— Otto, flüsterte sie, und ihr Athem quoll heiß an seine Wange, Du darfst nun nicht mehr von meiner Seite weichen; wie unsere Gedanken werden auch unsere Personen stets bei einander sein.

— Hast Du denn immer an mich gedacht?

— Bei Tag und Nacht! Und Du?

— Ich hatte keinen andern Gedanken als Dich, Gabriele.

— Aber eine Furcht quälte mich.

— Furcht, wovor?

— Daß Du, ein stolzer Graf, von dem bürgergerlichen Mädchen zurücktreten könntest.

— Es haben Dir also Vorurtheile Pein bereitet! flüsterte er in schmerzlichem Tone. Dann hast Du mich wenig gekannt, liebes Weib ... Als ich Dich zum erstenmale gesehen und mein Herz den unverlöschlichen Eindruck Deiner Schönheit und Liebens-

würdigkeit empfangen hatte, da fragte ich nicht, was Du seiest ... ich suchte mich Dir zu nähern, um die Qualen der Sehnsucht zu lindern ... Dein Anblick allein versetzte mich in Entzücken und die Berührung Deines Kleides erfüllte mich mit Wonne ... Aber ich gestehe Dir, daß Sabine mich stets mehr als unangenehm berührte, daß ihr stechender Blick mein Herz verwundete ... Ach, mir war immer, als ob sie zwischen mich und mein heiß ersehntes Ziel treten müsse ...

— Wahr ist, daß die Tante dringend zur Vorsicht gerathen hat; aber deute diesen Rath nicht falsch, denn Sabine ist gut, sie liebt mich herzlich und ist nur auf mein Glück bedacht, das sie wie ihr eigenes zu fördern sucht. Als ich ihr versicherte, ich könne ohne Dich nicht leben, und als sie meine Thränen sah, die ich aus Schmerz über die Verzögerung der Entscheidung meines Schicksals vergoß, da zeigte sie sich gerührt und bestimmte den Vater, meine Liebe zu Dir zu billigen. Beargwöhne, lieber Otto, die Tante nicht, sie ist unsere beste Freundin. Ich weiß es wohl, sie hat ihre Eigenheiten, die vielen Leuten mißfallen ... haben wir Nachsicht mit der Schwester meines guten Vaters ...

— Ich zürne ihr schon längst nicht mehr!

— Jetzt kann kein Mensch uns von einander reißen!

— O, meine Gattin, meine angebetete Gabriele!

Ueberwältigt von der Macht der Gefühle sank er zu ihren Füßen nieder; sie neigte sich und drückte ihr glühendes Gesicht in sein volles Haar. Plötzlich fuhr die junge Frau empor und stieß einen Schrei aus.

— Was ist Dir?

— Otto! Otto!

— Im Namen Gottes, was ist geschehen?

Er sprang auf und drückte die Gattin an sich.

— Still, still! flüsterte sie, ängstlich sich ihm anschmiegend.

Ihr ganzer Körper bebte, sie hatte kaum so viel Kraft, den Arm auf seine Achsel zu legen. Plötzlich betastete sie mit beiden Händen ihr Haupt.

— Gabriele, bat er, erkläre Dich doch!

— Man hat mir den Brautkranz geraubt!

— Das ist unmöglich!

— Ich fühlte, daß er mir entrissen ward.

— Er ist Deinem Haupte entfallen.

— Nein, nein! das gewaltsame Reißen verursachte mir Schmerz.

— Dann muß ein Fremder in der Laube sein.

Beide lauschten.

Kein Blatt, kein Lufthauch regte sich. In der finstern Laube, sowie in deren nächsten Umgebung, herrschte tiefe Stille, nur von der Villa herüber erklang leise die Ballmusik, die von dem Dufte der Blumen getragen zu werden schien.

— Es ist Niemand hier! flüstete der Graf.

— Und doch ...

— Der Kranz, den ein Zufall Dir entrissen, muß sich finden.

— Sehen wir nach, Otto! Nur dann werde ich ruhig sein, wenn wir ihn finden.

Der Graf bedachte sich nicht lange; er verließ die Laube und eilte zu einem Baume, an dem noch eine Lampe brannte, die den Garten illuminirt hatten. Mit dieser Lampe kam er zurück. Gabriele stand zitternd in der Mitte des Wegs; sie schloß sich dem Gatten an, der rasch die Laube betrat, die von dem farbigen Lichte hell beleuchtet ward. Der Brautkranz, den Beide emsig suchten, war verschwunden. Otto durchsuchte jedes Möbel, jeden Winkel; er beleuchtete die Laube nach allen Seiten ... nicht ein Blatt des Brautkranzes ließ sich entdecken. Er erinnerte sich deutlich, daß Gabriele den Kranz beim Verlassen der Villa noch getragen hatte ...

— Du wirst ihn auf dem Wege hierher verloren haben! rief er.

— O nein!

— Und doch, meine Geliebte!

— Ich habe ihn mit der Hand berührt, als ich die Laube betrat; auf dem Sopha sitzend drückte ich ihn fester. Sieh', mein Haar ist verwirrt ...

Der Graf starrte die junge Frau an, deren Coiffüre leicht zerstört war.

— Auch habe ich Schmerz empfunden, fügte sie bebend hinzu. Das Abreißen geschah rasch und kräftig, ich kann an einen Zufall nicht glauben. Gehen wir! bat Gabriele fast weinend.

— Ich muß Gewißheit haben! murmelte der Graf.

Er sah noch einmal um sich.

Die Wände der Laube waren dicht und fest, nirgends zeigte sich eine Oeffnung, die auch nur eine Hand hätte eindringen lassen können; außerdem stand die Ottomane ziemlich weit ab von der Wand; wenn ein menschliches Wesen die Laube betreten, so mußte es die Thür benutzt haben, und diese befand sich dem Sitze gegenüber, man hätte jeden Eintretenden erkennen müssen. Der Graf, ein kühner und vorurtheilsfreier Mann, empfand doch ein seltsames

Gefühl, als er sich unwillkürlich des Grabmonumentes unter den Hochzeitsgeschenken erinnerte; ihn hatte man auf mysteriöse Weise an den Tod gemahnt, und der jungen Gattin war hier, wie von Geisterhand, der Kranz entrissen.

— Es wird sich morgen aufklären! rief er kleinlaut.

— Das gebe Gott! seufzte Gabriele.

— Wenn Du Dich nicht getäuscht hast, so führt man einen traurigen Scherz aus, vielleicht auch eine Intrigue, die Sabine leitet.

Gabriele zog den Gatten mit sich fort; sie konnte nicht länger in dem unheimlichstillen Raume bleiben.

— O, es giebt wohl Ahnungen! flüsterte sie.

— Ich glaube nicht daran!

— Wie willst Du das Grauen deuten, das mich befiel, als ich an der Schwelle der dunkeln Laube stand? Mir war, als ob ich in eine Gruft blickte.

— Thorheit! rief der Graf mit erkünsteltem Lachen.

— Mein Brautkranz kann doch nicht in Luft zerflossen sein.

— Ich werde Dir bald Aufklärung verschaffen.

Schweigen wir für heute und verbergen wir den Eindruck, den die alberne Komödie auf uns ausübt ... freilich, sie muß verstimmen.

Der Graf war wirklich verstimmt, er hatte Mühe, seinen Gemüthszustand zu verbergen. Auf dem Platze vor der Villa blieb Gabriele stehen; nachdem sie tief Athem geschöpft, fragte sie:

— Was beginne ich? Es ist unmöglich, daß ich ohne Kranz den Saal betrete ...

— Ziehe Dich in Dein Zimmer zurück, mein Kind; man würde Dir, auch wenn Dein Kopfputz nicht zerstört wäre, dennoch die Zerstreutheit anmerken ... hätten wir die Laube nicht besucht!

Otto führte seine junge Frau in die für sie eingerichteten Zimmer; er küßte sie hastig und sagte:

— Lege die Ballkleider ab und hülle Dich in das bequeme Hausgewand; ich gehe noch einmal zu dem Vater und zu den Gästen, denen ich Abspannung als Grund unseres Entfernens angeben will, dann kehre ich zu Dir zurück.

Er entfernte sich.

Die junge Frau saß noch lange auf der seidenen Causeuse und starrte durch das offene Fenster in die prachtvolle Sommernacht hinaus. Es war ihr nicht entgangen, daß der räthselhafte Vorfall

auch auf den Grafen gewirkt hatte, trotzdem er sich bemühte, unbefangen und heiter zu erscheinen.

— Mein Gott, flüsterte sie, wenn dies eine Vorbedeutung wäre! In der Laube hat sich außer uns kein menschliches Wesen befunden ... und doch hat mich eine Hand berührt!

Sie schauderte heftig zusammen. Beide Hände auf den Busen gepreßt, trat sie vor den Spiegel und musterte den Haarputz: die zarte Bandschleife, die den Kranz gehalten, war zerrissen.

— Wie wunderbar! flüsterte Gabriele.

Sie wollte die Haarflechten auflösen.

Da huschte plötzlich ein schwarzes Thier an ihrem Gesicht vorüber; erschreckt stieß sie einen gellenden Schrei aus, der das Kammermädchen herbeirief.

— Dort, dort! stammelte die junge Frau. Elise, sieh' das schwarze Thier ...

— Es ist eine Fledermaus, die sich durch das offene Fenster in das Zimmer verirrt hat.

Das Thier flatterte noch einmal an den Wänden hin, dann verschwand es.

Gabriele warf sich auf einen Sessel; sie mußte sich erholen, denn sie war erschöpft, als ob sie eine große Anstrengung gehabt hätte. Elise, ein hübsches

Mädchen von zwanzig Jahren, betrachtete erstaunt die Herrin.

— Glaubst Du an Vorbedeutungen? fragte nach einer Pause die junge Frau.

— Nein! antwortete lächelnd das Mädchen.

— Die Fledermaus ist ein zu häßliches Thier ...

— Sie fliegt nach dem Lichte, ich habe dies schon mehr als einmal beobachtet. Man erschrickt freilich im ersten Augenblick, aber wenn man ruhig darüber nachdenkt ...

— Schließe das Fenster, daß ich sicher bin vor diesen unangenehmen Gästen.

Elise führte rasch den Befehl aus. Gabriele ließ sich entkleiden. Schon nach zehn Minuten befand sie sich in dem reizendsten Negligee; sie hatte es zu verbergen gewußt, daß ihr der Brautkranz fehlte. Die Zofe zündete die Nachtlampe in dem Schlafzimmer an, das ein Muster von Eleganz und Komfort war. Ein bläuliches Licht erfüllte den duftenden Raum, den die Kunst des Tapezierers zu einem Paradiese gemacht hatte. Der feinste indische Mousseline hüllte gleich einer Wolke, die sich von der Decke herabsenkt, das Brautbett ein, vor dem sich ein prachtvoller Teppich ausbreitete. Ueber dem Bette prangte eine Grafenkrone von Goldbronce, in der sich der durch-

sichtige Stoff konzentrirte. Eine Guirlande von Eichenlaub hob sich reizend von dem schneeigen Weiß ab. Der Vater der Braut hatte dieses Eldorado nach französischem Muster herstellen lassen; er wollte, dem Range des Schwiegersohns gegenüber, seinen Reichthum geltend machen. Der bürgerliche Krösus hatte nichts versäumt, um sich in seiner ganzen Herrlichkeit zu zeigen; er wollte glänzen, und es gelang ihm dies im vollen Maße. Die unbedeutendste Kleinigkeit ließ die Absicht des stolzen Schwiegervaters erkennen.

Gabriele hatte das Kammermädchen entlassen; sie saß auf dem Divan und erwartete den Gatten, der bald zurückzukehren versprochen hatte. Sie empfand auf's neue eine unbestimmte Furcht, erzeugt von dem unerklärlichen Vorfalle in der Laube.

— Soll ich denn den Brautkranz nicht tragen? fragte sie sich. Wohl mag es Leute geben, die mich um mein Glück beneiden; aber Feinde, die es mir bösartig zu zerstören gedenken, habe ich nicht. Wenn es doch Vorbedeutungen gäbe, wenn eine höhere Macht, welche die Schicksale der Menschen leitet, mich zur Vorsicht mahnte ... Nein, es ist ja nicht möglich! Ich bin heute so erregt, sehe und empfinde nicht klar ... mir ist, als ob ich in einem Rausche lebte ...

dazu kommt die Abspannung, die sich naturgemäß einstellen muß ... Ich werde morgen anders sehen als heute und leicht die Erklärung des Räthsels finden.

So dachte die junge Frau, um sich zu beruhigen. Ein leises Frösteln durchrieselte ihren schönen Körper, sie zog den Mantel von weißer Seide fester um die Alabasterschultern und legte das Köpfchen, das ein wundervolles Häubchen schmückte, in das Kissen zurück. War sie auch müde, der Schlaf konnte die Erregung nicht bewältigen, die sich der Braut bemächtigt hatte. Schon war eine Viertelstunde verflossen, und Otto kam immer noch nicht zurück.

— Ich will nicht länger allein sein! rief sie auffahrend. O, wie lästig ist doch die Etikette! Der arme Otto, der sich nach mir sehnt, muß auf nichtige Vorwände sinnen, um meine Abwesenheit zu entschuldigen. Warum, warum das?

Eine Art Eifersucht gesellte sich der Sehnsucht bei, denn Gabriele liebte den Mann, dem sie heute angetraut war, leidenschaftlich. Eine Trennung war, nachdem der Priester den Bund geweiht, nicht mehr möglich: wohl aber beneidete sie Jeden, der sich der Unterhaltung mit Otto erfreute.

Rasch zog sie die Glocke.

In demselben Augenblick trat Elise ein.

— Gnädige Frau!

Die Zofe nannte ihre Herrin zum erstenmal so.

— Gehe in den Saal und sage dem Herrn Grafen, daß ich ihn zu sprechen wünsche.

— Fräulein Sabine befindet sich im Vorzimmer.

— Was will sie denn?

— Ich soll der gnädigen Frau melden ...

— Da bin ich schon! rief Sabine, die leise die Thür geöffnet hatte und rasch eingetreten war.

— Hast Du Otto gesehen, Tante?

— Deinen Mann?

— Ja.

— Ich glaubte ihn hier zu treffen.

Sabine hatte ihren Fächer in Bewegung gesetzt; dabei unterließ sie nicht, die junge Frau forschend anzublicken.

— Du kannst gehen! rief sie der Zofe zu.

Elise entfernte sich.

— Der Graf ist nicht im Saale? fragte Gabriele verwundert.

— Vor einer Viertelstunde habe ich ihn gesehen, er sprach mit Deinem Vater.

— Und dann?

— War er verschwunden. Jetzt verbreitete sich das Gerücht, Du seist unwohl ... Die Besorgniß

treibt mich zu Dir ... Gabriele, Du siehst wirklich fatiguirt aus, befindest Dich im Negligee, während die Hochzeitsgäste tanzen ...

— Ich bin nur ermüdet!

— Aber der Bräutigam fehlt, nein, der Gemahl, der heute nicht einen Augenblick von Deiner Seite weichen sollte. Verzeihe mir, Gabriele, daß ich das Benehmen des Herrn Grafen tadle. Sorgen wir, daß die Gäste diese Rücksichtslosigkeit nicht erfahren, sie würde Anlaß zu unliebsamen Deutungen geben. Du fühlst Dich also nicht unwohl ... dem Himmel sei Dank! Kind, liebes Kind, ich sehe Thränen in Deinen schönen Augen ... Was ist geschehen? Das Weinen einer Braut am Hochzeitstage ist keine gute Vorbedeutung.

Gabriele raffte allen Muth zusammen.

— Es ist kindisch, daß ich weine, rief sie aus. Otto ist kaum eine halbe Stunde fort ... er wollte unsere Entfernung beschönigen und dann zurückkehren ...

Sabine küßte die Braut.

— Er wird schon kommen! tröstete sie.

— Du hast ihn nicht im Saale gesehen?

— Nur einen Augenblick.

— Ich glaube, er hat sich mit Arnold Bertram

entfernt, seinem ehemaligen Kameraden, an dem er noch in warmer Freundschaft hängt.

— Gehe zu dem Feste zurück! bat Gabriele.

— Nein, ich werde bleiben.

Sabine warf sich auf einen Sessel.

— Du siehst ja, Tante, daß ich mich wohl befinde.

— Immerhin.

— Wenn man auch Dich vermißt, wird man Schlüsse ziehen, die den Vater beunruhigen; sage ihm ich sei nur fatiguirt ...

Die junge Gräfin mußte die herabquellenden Thränen trocknen, trotzdem sie sich bemühte, Ruhe und Fassung zu zeigen.

— Was ist das? fuhr die Tante auf.

— Nichts, o nichts!

— Du suchst mich zu täuschen, mein liebes Kind.

— Ich bin nur erregt ... der Andrang der Menge, die ungewöhnliche Hitze, das Fest überhaupt hat mich ergriffen ...

Sabine zog hastig die Nichte auf die Ottomane.

— Mich täuschest Du nicht, armes Kind! rief sie ernst, Ich kenne Dich zu gut, um nicht zu begreifen, daß ein beachtenswerther Vorfall Dich beun-

ruhigt ... Du hast Dich vor einer Stunde schon entfernt ... Gabriele, wenn nicht mir, wem willst Du Dich mittheilen? Ich bin nicht nur Deine Freundin, ich bin auch Deine zweite Mutter, die Deine Ausbildung vollendet hat. Was Dich berührt, berührt auch mich ... Du weißt, daß ich auf ernstliche Erwägung Deiner Heirath drang; Du weißt aber auch, daß ich Deiner leidenschaftlichen Liebe gegenüber alle Bedenken schwinden ließ ... ich wollte Dich glücklich, recht glücklich sehen ... Es ist Deine Pflicht, mir volles Vertrauen zu schenken ...

Gabriele weinte still vor sich hin.

— Vielleicht kann ich Dir nützen! fügte die Tante hinzu.

Die Gräfin wartete noch einige Augenblicke, dann erzählte sie, was in der Laube geschehen.

Sabine hatte aufmerksam zugehört.

— Das ist es! flüsterte sie.

— Nur das, Tante! Ich glaube, es ist kindisch, sich darüber zu grämen; nicht wahr, es giebt keine Vorbedeutungen? Der Zufall jagt mir einen Schreck ein ... wir werden morgen den Kranz finden.

Die Tante wiegte nachdenkend das Haupt.

— An eine übernatürliche Macht, begann sie nach einer Pause, glaube ich nicht; es giebt nach

meiner Ansicht weder Ahnungen noch Vorbedeutungen .... aber, mein Kind, sei auf der Huth!

— Was meinst Du, Tante?

— Der Raub des Kranzes ist durch eine reale Hand geschehen. Sprechen wir heute nicht weiter über diesen Punkt, beobachten wir und richten wir darnach unser Verhalten ein. Ich will Niemanden verdächtigen, am wenigsten Deinen Mann .... aber ich lasse es mir nicht nehmen: Feinde sind vorhanden. Ueber die Vergangenheit des Grafen wissen wir so gut als nichts, wir haben ihn genommen, wie er sich uns gegeben ... Beruhige Dich, er wird sich als einen guten Mann bewähren. Jeder Mensch hat Anfechtungen zu erleiden, folglich auch der Graf, der im Leben eine nicht unbedeutende Rolle gespielt hat. Jetzt ist er mit einem Schlage nicht nur ein reicher Mann, sondern auch der Gemahl einer schönen jungen Frau geworden ... das reizt zum Neid auf und schafft Feinde. Aber Neid und Feindschaft schlummern mit der Zeit ein, wenn ihnen die Nahrung entzogen wird. Dein Hochzeitsabend ist ein wenig getrübt, verzage darum nicht, es wird Alles gut werden.

— Wenn nur dem Otto nichts geschehen ist!

— Was könnte ihm zustoßen in der Mitte frö-

licher Gäste? Plaudern wir über andere Dinge; ich bleibe bis zur Rückkehr Deines Mannes bei Dir.

Sabine umarmte und küßte die reizende Nichte und führte sie plaudernd durch das Zimmer. Schon nach zehn Minuten trat der Graf ein. Es ließ sich nicht verkennen, daß es ihm schwer ward, heiter zu scheinen. Die Höflichkeit, die er Sabinen gegenüber beobachtete, streifte fast an Ironie; er küßte ihr die Hand, lobte ihre Sorge für die junge Frau und bat sie mit zitternder Stimme, sie möge ihm stets freundlich gesinnt bleiben.

— Hast Du den Vater noch gesprochen? fragte Gabriele.

— Er sitzt vergnügt beim Spiel.

— Du bist lange geblieben, Otto, viel zu lange für meine Sehnsucht! rief sie vorwurfsvoll.

— Dafür bin ich jetzt für immer der Deine, mein süßes Kind! die lästige Etikette hat keine Ansprüche mehr an mich, wir brauchen den Schluß des Festes nicht abzuwarten.

Der Graf setzte sich neben seine reizende Gattin; bebend hielt er sie in den Armen und wie trunken vor Seligkeit küßte er ihr das Haar und die Wangen. Beide vergaßen die Anwesenheit der Tante, die beobachtend auf einem Fauteul saß. Ihr dunkles Auge

glühte und ihre Lippen zuckten leise. Von Zeit zu Zeit setzte sie den Fächer in Bewegung, als ob die heiße Luft ihr unerträglich sei.

— Gabriele, rief der Gemahl, ich liebe Dich bis zum Wahnsinn! Die kurze Zeit, die ich fern von Dir sein mußte, hat mir namenlose Qualen bereitet ... Du bist mein zweites Ich, das unzertrennlich mit dem ersten verbunden ist ... das Eine kann ohne das Andere nicht existiren. Reißt man beide von einander, so ist der Tod gewiß; ich verblute mich an der geschlagenen Wunde, die keine Kunst der Welt zu heilen vermag. Und ich will auch keine Heilung, der Trennung mag der Tod auf dem Fuße folgen. O, Du, meine göttliche Braut, laß mich Dich verehren, wie der Gläubige die Heilige, von der er Schutz bis an das Ende seiner Tage erwartet.

Er warf sich stürmisch vor ihr nieder und umschlang ihre Füße.

Sie neigte sich zu ihm hernieder.

— Mäßige Dich, lieber Freund! flüsterte sie ihm zu.

— Warum? Warum?

Der Graf warf den Kopf empor und sah sie mit glühenden Blicken an.

— Dort sitzt die Tante.

— O, Sabine mag Alles wissen, daß sie sich Deines Glücks erfreue, denn sie liebt Dich.

Die kleine verwachsene Person hatte ihren Platz verlassen.

— Ich war versunken in dem Anschauen Ihrer Seligkeit, lieber Graf, flüsterte sie; die Vorsehung hat mich für das Glück der Liebe nicht geschaffen ... ich muß mich mit dem Anblicke desselben begnügen.

Sie reichte Beiden rasch die Hände und rauschte aus dem Gemache, dessen Thür sie hinter sich schloß.

— Sabine! rief ihr die Gräfin gerührt nach.

— Ach, sie ist zu beklagen, wie Jeder, der den heiligsten und schönsten Trieb in seiner Brust verschließen muß! Gabriele, seit ich Dich kenne, lebe ich erst, und seit ich von Dir geliebt werde, weiß ich erst, was Glück ist. Jeder meiner Athemzüge ist Dir geweiht und jeder Schlag meines Herzens gehört Dir ... Du bist die Welt, in der ich lebe, Du bist der Inbegriff alles meines Denkens und Handelns... Gabriele, mein Weib, mein theures Weib!

Der Graf sprach diese Worte in höchster Exaltation und Gabriele hörte sie mit Entzücken an. Selig lächelnd lag sie an seiner Brust.

— Otto, stammelte sie, o, wie liebe ich Dich.

— Werde nicht müde, mich zu lieben, mein süßes Kind!

— Man hat mir den Kranz geraubt! wagte sie zu flüstern.

— Immerhin, Du bist ja nicht mehr meine Braut, Du bist die Gattin des Grafen von Ravenstein.

Arm in Arm schritten sie langsam durch das Gemach. Man hörte die Ballmusik in dem Saale und das Geräusch, das die Bedienung der Gäste verursachte. Der Schein der Kerzen fiel durch die hohen Fenster auf den Gartenplatz vor der Villa. Der Graf öffnete einen Fensterflügel und sah hinaus in die wunderbar schöne Sommernacht. Ein kühler Lufthauch fächelte die glühenden Gesichter der jungen Gatten, die schweigend neben einander standen.

— Otto, flüsterte sie, als ich allein war, kam mir ein Gedanke.

— Was dachtest Du?

— Wir haben uns am Altare ewige Treue gelobt ...

— Ich habe das Gelübde mit voller Ueberzeugung ausgesprochen.

— O, auch ich! versicherte Gabriele. Ich erachte es jedoch für überflüssig; die wahre Liebe muß sich ja getreu bleiben, sie kann ja nicht anders als

an ihrem Gegenstande hangen, und wenn die äußeren Verhältnisse sich noch so widerwärtig gestalten.

— Du hast Recht, mein Kind!

— Soll ich beschwören, mein Glück nicht mit Füßen zu treten? Soll ich in die Hand des Priesters geloben, das zu erreichen, wohin die glühendste Sehnsucht mich treibt? Und wie es mit mir ist, muß es auch mit Dir sein ... Da trifft unser Denken und Wollen zusammen ...

Die junge Frau schwieg plötzlich! sie drückte den Arm des Gatten fester an sich.

— Sieh' dorthin! flüsterte sie.

— Wohin?

— Auf dem Rasenplatze steht die Gestalt eines Mannes, der unbeweglich zu uns empor blickt.

— Es wird ein Gast sein, der die Nachtfrische sucht ...

Wirklich ließ sich ein Mann auf dem beleuchteten Platze unterscheiden; er trug einen grauweiß schimmernden Mantel und einen Hut mit breiter Krempe, der das Gesicht bedeckte. Die stattliche Gestalt warf einen langen Schatten auf den Rasenteppich, der sich unter den Fenstern des Brautgemachs ausdehnte.

— Das ist kein Hochzeitsgast! flüsterte Gabriele. Seine Kleidung ist auffallend, wie sein Benehmen.

Ich begreife nicht, wie er in den Garten unserer Villa gekommen ist.

Der Graf starrte die seltsame Erscheinung an.

— Sieh' jetzt hin! flüsterte Gabriele.

Der Mann hatte beide Arme emporgehoben, man bemerkte es an dem Mantel, der sich weit ausbreitete. Ein gellender Schrei drang durch den stillen Garten ähnlich dem eines Menschen, der jäh tödtlich in das Herz getroffen wird.

— Der Wahnsinnige! murmelte der Graf.

— Kennst Du ihn, Otto?

— Nein!

— Und doch zitterst Du ...

Vor Zorn über alle die Dinge, die sich gerade heute uns aufdrängen; früher oder später würde ich sie nicht beachtet haben.

Der Mann im Mantel raffte sich zusammen, stürzte fort und verschwand in dem Dunkel; es war ersichtlich, daß er dem Innern des Gartens zu eilte. Nach einigen Minuten wollte der Graf das Fenster schließen ... da krachte ein Schuß durch die Nacht.

— Gott im Himmel! schrie Gabriele auf.

Der Graf hatte einen leichten Feuerschein zwischen den Büschen gesehen, der wie ein Blitz auftauchte und verschwand. Nun war Alles still! die Ballmusik in

dem Saale dauerte fort und Niemand, außer dem Brautpaare, schien den seltsamen Vorgang bemerkt zu haben.

— Was kümmert es uns, sagte der Graf, von dem Fenster zurücktretend. Wenn der Schuß nicht zu den Mystifikationen gehört, die ein Narr diesen Abend getrieben, vielleicht aus Sucht, Scherze zu üben, so mag der Unbekannte die Folgen seiner Thorheit tragen.

Gabriele war zu erregt, als daß sie die Unsicherheit in dem Benehmen ihres Gemahls wahrnehmen konnte; sie glaubte seinen Worten und warf sich ihm mit dem Ausrufe an die Brust: „Du bist mein Schützer, ich übergebe mich Dir mit Leib und Seele.“

Zur Beruhigung der jungen Dame sandte der Graf einen Diener ab, der den Park durchsuchen mußte; dieser kam bald mit der Nachricht zurück, daß in den Anlagen tiefe Stille herrsche und Verdächtiges nirgends vorgefunden sei. Den Schuß wollte Niemand gehört haben. Eine Viertelstunde später begab man sich zur Ruhe. Die Hochzeitsgäste entfernten sich, als der Morgen dämmerte. Die Wagen, die im Hofe gewartet hatten, nahmen die Damen und Herren auf, um sie nach der Stadt zu bringen. Herr Roland betrat lächelnd sein Zimmer, er war zufrieden

mit dem Verlaufe des Festes, von dem man, seiner Meinung nach, noch lange reden werde. Die Lichter erloschen und die müde Dienerschaft ging zur Ruhe. In den Bäumen regten sich die Vögel, die den herrlichen Sommermorgen mit Liedern begrüßten. Der fleißige Landmann zog an der stolzen Villa vorüber, sein Tagewerk in den Feldern zu beginnen.

2.

Der Zwillingsbruder.

Am äußersten Ende der Vorstadt lag ein schmukkes Häuschen, das rings von einem Garten eingeschlossen ward. Wollte man von der Straße aus zu ihm gelangen, so mußte man die Thür eines Holzgitters öffnen, eine durch Johannisbeersträuche gebildete Gasse passiren und durch zierliche Blumenbeete gehen, die, man erkannte es auf den ersten Blick, mit Sorgfalt und Vorliebe gepflegt wurden. Neben dem Hause standen einige Kastanienbäume, die Schatten und Kühle verbreiteten.

Es war am Morgen nach der Hochzeit des Grafen Otto von Ravenstein mit der Tochter des Bankiers der Stadt. Die Hitze des Tages machte sich schon bemerkbar, obgleich die sechste Stunde kaum vorüber war. Eine Magd tränkte die Blumen auf den Beeten aus glänzender Gießkanne, die sie an einen Brunnen füllte. Aus dem Fenster des Erdge-

schosses sah eine Frau im tiefsten Morgenneglige; sie trug eine große weiße Haube mit breiten Bändern, die nachlässig auf die Schultern herabhingen. Ihr Haar war noch voll und braun, obgleich sie bereits dreiundfünfzig Jahre zählte. Das volle runde Gesicht mit gerötheten Wangen verrieth ein behagliches, von Sorgen freies Leben.

— Drude! rief die Frau mit dünner, durchdringender Stimme.

Die Magd sah auf.

— Was befiehlt Madam? fragte sie.

— Du bist heute wieder einmal sehr spät aufgestanden.

Das hagere, fast häßliche Mädchen, das zweiundzwanzig Jahre zählen mochte, entfernte das wirr herabhängende Haar aus der Stirn und fragte naiv:

— Warum denn, Madame?

— Die Blumen hätten längst begossen sein müssen.

— Das wohl! antwortete Drude einfältig.

— Du hast die Zeit verschlafen! keifte die Alte, indem sie die Bänder der Haube unter dem fetten Kinn zusammenband.

— Weil ich die Nacht lange gewacht habe.

— So?

— Ja, Madame!

— Ist Herr Julian spät nach Hause gekommen?

Drude setzte die Gießkanne zu Boden.

— Nein! antwortete sie, mit dem Aermel des Hemds ihre braune Stirn trocknend.

— Und doch bist Du faul gewesen.

— Kann nicht dafür, liebe Madame.

— Einfältiges Geschöpf!

— Herr Julian ist noch nicht zu Hause!

Die Frau erschrak.

— Wie, er ist nicht zu Hause?

— Ich habe ihn wenigsten nicht gesehen, das weiß ich ganz genau ... habe die ganze Nacht in der Stube gesessen und habe nicht gehört, daß Jemand die Klingel gezogen ... die Gitterthüre ist noch verschlossen.

Die Frau im Fenster hatte sich emporgerichtet; sie sann einige Augenblicke nach, dann verschwand sie. Drude füllte ihre Gießkanne und setzte die Arbeit fort. Nach zehn Minuten erschien die Herrin in der Thür des Hauses; sie hatte einen Morgenrock von gelbem Nanking angezogen und das Haupt mit einem altmodischen Strohhute bedeckt.

— Ich bin fertig, Madame Lobau! rief die Magd.

Madame Lobau, eine kurze dicke Frau, antwortete nicht; sie zog ein weißes Tuch hervor, trocknete die Stirn und hustete. Langsam stieg sie die beiden Stufen an der Thür herab und sah an dem Hause empor. Die grünen Jalousieen der Fenster des ersten Stocks waren geschlossen.

— Wahrlich, murmelte sie unwillig, er ist nicht zu Hause; das ist mir neu! Es muß etwas vorgefallen sein! Wäre er abgereist, so hätte ich zuvor die Koffer packen müssen ... Wenn ihm nur kein Unglück zugestoßen ist.

Die Magd mußte hinaufgehen und die Fenster öffnen. Als ihr Kopf sich zeigte, fragte die Frau

— Ist Herr Julian wirklich nicht zu Hause?

Drude neigte sich aus dem Fenster.

— Der Herr ist nicht da!

— Komm herab und bringe mir den Kaffee in die Laube.

Trotz ihrer Korpulenz bewegte sich Madame Lobau ziemlich rasch; sie ging zu der Jasminlaube, die rechts vom Hauptwege lag, und ließ sich dort auf einem Lehnstuhle von Korbgeflecht nieder, dessen Sitz aus einem weichen Kissen bestand. Von hier aus konnte sie nicht nur den Garten, sondern auch den zur Ausgangsthür führenden Weg übersehen. Kaum

hatte die Magd den Kaffee auf den Tisch gesetzt, als das Klingen einer Glocke sich vernehmen ließ.

— Ah, rief die Alte, jetzt kommt Herr Julian.

Die Magd fragte:

— Soll ich öffnen, Madame?

— Freilich, albernes Geschöpf.

— Wenn es nun Herr Julian nicht ist?

— Ein Anderer kann um diese Zeit nicht kommen.

— Ich meine nur . . .

— Oeffne nur so rasch als möglich!

Drude eilte der Thür zu.

Frau Lobau füllte die Tasse.

— Die Dummheit dieser Magd wird mir oft sehr lästig! murmelte sie. Ich will sie ertragen, denn ein kluges Mädchen kann ich nicht brauchen. Auf die Verschwiegenheit der Domestiken kann man nur dann bauen, wenn sie nichts wissen, und diese Drude weiß nichts, weil sie weder hört noch sieht. Ihr Arbeiten läßt Manches zu wünschen übrig . . . mag es darum sein, ich habe wenigstens die Klätschereien nicht zu fürchten.

Ein junger Mann kam langsam den Hauptweg herab; er schien erschöpft oder krank zu sein. Den Hut trug er in der linken Hand, mit der rechten

trocknete er das Gesicht, das bleich und übernächtig aussah. Ein kurzer, hellgrauer Sommermantel hing ihm nachlässig von den Schultern herab.

— Herr Julian! rief die Frau.

Der Gerufene hörte nicht; er stützte sich auf seinen Rohrstock und wollte vorüber gehen.

Madame Lobau rief zum zweitenmale.

— Ah! fuhr Julian auf, indem er stehen blieb.

— Kommen Sie doch zu mir!

— Wer ruft denn?

— Ich, ich! Trinken Sie den Kaffee mit mir!

Julian fuhr mit der Hand über die Stirn.

— O, die Hitze! stöhnte er, wie ein Kranker.

— In meiner Laube ist es kühl!

Die Alte stand auf und holte den jungen Mann in die Laube, der sich willig wie ein Kind führen ließ. Aechzend sank er auf dem Stuhle nieder, den die Frau an den Tisch gezogen hatte. Sie nahm ihm Hut und Mantel ab. Julian erschien nun in einem eleganten schwarzen Fracke; seine weiße Wäsche war zerknittert, das schöne Haar verwirrt, der zusammengedrückte Hut mit Staub und Schmutz bedeckt. Wer ihn nicht näher kannte, hätte glauben mögen, Julian

käme berauscht von einer nächtlichen Orgie zurück, und sei seiner Sinne nicht mächtig.

— Sind Sie krank, lieber Herr? fragte theilnehmend die Alte.

Julian starrte sie an.

— Krank? wiederholte er.

— Sie sehen angegriffen aus.

— Ich bin nicht krank, aber wahnsinnig!

Oh, rief Frau Lobau, so weit sind wir noch lange nicht, es wird auch bis dahin nicht kommen! Was ist denn geschehen, lieber Herr, das Sie so verwirrt macht? Warum kommen Sie am frühen Morgen nach Hause? Wo sind Sie gewesen?

— Mein Bruder ist verheirathet! murmelte Julian.

— Darin erblicke ich kein Unglück.

— Er ist verheirathet mit Gabriele, die ich liebe.

Julian bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

Frau Lobau bewegte ruhig den silbernen Löffel in der vergoldeten Tasse, die vor ihr auf dem Tische stand; dabei sah sie den unglücklichen Mann mit stechenden Blicken an. Es lag etwas von Schadenfreude in dem Ausdrucke ihres feisten Gesichts, das von Hitze und Erregung glühte.

Julian war der Zwillingsbruder des Grafen

Otto von Ravenstein, dessen Trauung mit Gabriele Roland wir im vorigen Kapitel geschildert haben. Die Aehnlichkeit zwischen den Brüdern war wirklich eine auffallende; wer sie nicht kannte, mußte sie verwechseln. Die Gesichtszüge Beider waren fast dieselben — Julian war nur etwas bleicher als Otto. Aber Gang, Haltung und Gestalt ließen sich nicht unterscheiden. Das Haar Beider war kraus und dunkel, ebenso auch der Bart, der die Oberlippe und das Kinn schmückte. Julian's Stimme war weicher als die Otto's; aber die Art des Sprechens war bei Beiden dieselbe. Den Unterschied der Charaktere werden wir bald kennen lernen.

Die dicke Frau hatte aus der Tasse geschlürft und diese dann zurückgesetzt.

— Mein Gott, rief sie, wer Sie sieht, lieber Graf, möchte glauben, Sie wären der Verzweiflung nahe! Und es liegt doch wahrlich kein Grund dazu vor. Sie sind reich, ein angenehmer junger Kavalier, und können sich um alle schönen Damen der Welt bewerben. Ihr Bruder Otto ist arm, gönnen Sie ihm das reiche Mädchen aus dem Bürgerstande. Sie, lieber Freund, mögen die Blicke zu einer Prinzessin erheben ... ich wette, sie wird Ihnen werden!

Julian ließ die Hände sinken.

— Mein Bruder hat schlecht an mir gehandelt! rief er schmerzlich. Ich bin von diesem Augenblicke an sein erbittertster Feind.

— Oh! Oh!

— Ich verfolge ihn auf Tritt und Schritt.

— Er ist Ihr Bruder.

— Nein, er ist ein Schurke, der mich verrathen, der mich um das theuerste Gut meines Lebens betrogen hat.

Der Graf stand auf und lehnte sich mit der Stirn an einen Pfosten der Laube.

— Steht es so? fragte die dicke Frau.

— Ja, so steht es.

— Seien Sie klug, lieber Julian.

— Was soll ich denn thun?

— Vergessen Sie die Geschichte und überlassen Sie die jungen Eheleute ihrem Schicksale.

Julian trat in den Eingang der Laube, legte die Hände auf den Rücken und starrte zu den Wipfeln der Kastanie empor, die Laube und Haus beschattete. Tiefe Seufzer entrangen sich seiner gequälten Brust.

— Julian! rief nach einer Pause die Frau.

— Was beliebt? fragte traurig der Verschmähete.

— Halten Sie mich noch für Ihre Tante?

— Gewiß, immer, immer!

— Gut, so setzen Sie sich nieder.

— Mir ist, als ob mir die Brust zerspringen müsse.

— Seien Sie Philosoph!

— Es ist eine lächerliche Phrase ...

— Sie werden bald sehen, das die Philosophie eine Trösterin ist.

— Wenn Sie auch Hülfe brächte!

— Sie wird Hülfe bringen, sobald Sie ihr ruhig Gehör geben.

Der Graf setzte sich auf den Stuhl, mehr um zu ruhen, als die Tante anzuhören; sein Schmerz war wirklich ein tief einschneidender, das Herz vernichtender.

— Freund, begann die Tante, Sie wissen, daß ich Sie von jeher lieber hatte als den stolzen herrischen und auffahrenden Otto, der toll in das Leben stürmte und, den gräflichen Rang vergessend, schrankenlos seinen oft niederen Leidenschaften fröhnte. Immerhin, wir wollen deßhalb nicht mit ihm rechten, denn Jeder ist seines Glückes Schmied. Mag man sagen, was man wolle, ich bleibe dabei: der Unterschied des Standes ist wohl zu beachten. Otto hat ihn über dem Reichthum vergessen ...

— Das eben ist es, unterbrach der Graf sie

heftig; um das Vermögen Gabriele's zu gewinnen, hat er mein Glück zerstört! O, ich liebe sie mit der ganzen Gluth meines Herzens, bis zum Wahnsinn! Wie gern hätte ich ihm die Million abgetreten, wenn er mir die Geliebte gelassen hätte.

— Was ist das?

— Ich habe ihm diesen Vorschlag gemacht, habe ihn auf den Knieen beschworen ...

— Und er?

— Er wies mich mit den Worten ab: ich reiche Gabrielen aus Liebe die Hand und sie liebt mich wieder.

Madame Lobau sagte spöttisch:

— Also Herr Otto liebt!

— Er behauptet es.

— Ich glaube nicht daran.

— O, auch ich nicht.

— Und was halten Sie davon, Freund Julian?

— Otto hat Gabriele geheirathet, um sich an mir zu rächen. Lebt er doch in dem Wahne, ich trage die Schuld daran, daß der Vater testamentarische Verfügungen getroffen, die ihn mir nachstellen.

Die dicke Frau füllte von Neuem die Tasse.

— Wollen Sie nicht trinken, mein Lieber? fragte sie gutmüthig.

— Nein, Nein!

— Verhandeln wir unser Thema weiter; Sie werden sich bald beruhigen, wenn Sie die Sache richtig auffassen. Sehen Sie, mein Bester, ich spreche aus Erfahrung, und da ich schon dreiundfünfzig Jahre in der Welt lebe, habe ich Manches erfahren.

— Bah, was nützt es mir?

— Nur Geduld!

— Es giebt kein Mittel, die glühende Leidenschaft in meiner Brust zu verlöschen.

Er seufzte tief und schwer.

— Unterbrechen Sie mich doch nicht!

Frau Lobau holte eine silberne Dose aus der Tasche ihres Nankingkleides und schnupfte mit sichtlichen Behagen. Die Genüsse, die sie sich am Morgen bereitete, folgte in musterhafter Ordnung: nach dem Kaffee kam der Spaniol, der ihre Kopfnerven in heilsame Spannung brachte.

— Sehen Sie, Freund, ich spreche zu Ihnen wie die Mutter zu dem Sohne, und darum will ich Ihnen einen Blick in mein vergangenes Leben gestatten. Ich, die ich aus einer gräflichen Familie stamme, heirathete aus Liebe einen armen Offizier, einen bürgerlichen Artillerieoffizier. Bürger bleibt Bürger, und Adel bleibt Adel ... Lobau wußte mich, die ich an

aristokratische Sitten gewöhnt war, nicht zu behandeln, es gestaltete sich zwischen uns Gleichgültigkeit, die bald in Spannung ausartete, und unsere Ehe ward bald so, wie sie werden mußte: eine traurige, eine peinliche. Wir konnten von Glück sagen, daß uns der Himmel den Kindersegen verweigerte. Lobau hing seinen bürgerlichen Neigungen nach, ich meinen aristokratischen ... unsere Wege führten himmelweit von einander ab. So verbrachten wir traurige Jahre ... ach, es kam nicht selten zu schrecklichen Auftritten zwischen uns. Wer uns da gesehen hätte, würde nicht geglaubt haben, daß unsere Ehe ein Werk der Liebe sei. Schon stand ich im Begriff, die Scheidung zu beantragen, als ein Zufall diesen Schritt überflüssig machte.

— Was geschah?

— Lobau, mein Tyrann, zog als Hauptmann zu einem großen Manöver aus; er stürzte mit dem Pferde, brach den Hals und kam nicht zurück.

— Der arme Mann! seufzte Julian.

— Jawohl, ein solches Ende hätte ich ihm doch nicht gewünscht.

— Er starb in der Erfüllung seiner Pflicht.

— Und ich war Wittwe mit einer Pension von einhundertfünfzig Thalern; hätte mir Ihr Vater, mein guter Vetter, dieses freundliche Grundstück nicht geschenkt,

ich würde längst eine Beute des Elends geworden sein. Der Miethzins für die erste Etage erhöht meine Einnahme, und so führe ich ein zwar bescheidenes, aber doch ein ruhiges Leben, das zu meiner Ehe einen wohlthuenden Kontrast bildet.

Die Wittwe trank wieder.

— Was nützt das mir? fragte Julian.

— Ziehen Sie die Lehre daraus, mein Bester: der Adel darf sich mit dem Bürgerstande nicht vermischen, denn beide passen zusammen wie Wasser und Oel ... Ihr Bruder Otto wird eine Zeit lang schwärmen und vor Liebe vergehen ... aber bald tritt eine schreckliche Nüchternheit ein ... gerade wie bei mir ... Otto will eine aristokratische Frau und findet eine bürgerliche Phryne, die ihn fühlen läßt, daß sie ihn zum reichen Manne gemacht hat. Ich kenne das, ich stütze mich auf Erfahrungen, ich schöpfe meine Behauptungen aus dem Leben ... Wären Sie nun an Otto's-Stelle, so würde es Ihnen eben so ergehen ... lassen Sie den armen Mann in das Verderben rennen!

— Verderben? rief Julian bitter lachend.

— Gewiß, gewiß!

— O, es ist eine Seligkeit, die herrliche Gabriele zu besitzen!

— Die Kehrseite der Medaille wird sich bald zeigen; ich kenne die bürgerlichen Naturen, sie sind hausbacken unter der zartesten Hülle. Sobald die Geldfrage an Sie herantritt, ist es mit der Poesie aus, und die nüchternste Realität nimmt ihre Stelle ein. Der Bankier Roland hat vor der Hand sein Ziel erreicht, Gabriele ist eine Gräfin ... fordert der Graf nun, daß er mit seiner Frau standesgemäß lebe, so wird man ihm ein Taschengeld zuweisen, und dann ist die saubere Ehe fertig. Herr Otto erhält sicher den Lohn für das, was er an Ihnen gethan ... ich setze nämlich voraus, daß er Ihnen, wie Sie wähnen, einen Streich der Rache gespielt hat. Nein, mein Bester, Sie haben durchaus keinen Grund zu klagen, oder wohl gar zu verzweifeln; danken Sie im Gegentheil Gott, daß er Ihnen Freiheit und Glück bewahrt hat. Wäre das Bürgermädchen Ihre Gattin geworden, so hätten Sie den Vater verloren, der auf die Reinheit seines Stammbaumes mit eiserner Strenge hält. Ueber den Schritt, den Otto heute gethan, wundere ich mich nicht; Ihr Bruder ist ein leichtfertiger Mensch, der die gräfliche Ehre mit Füßen tritt, wenn er ein Kapital dadurch erwerben kann. Uebrigens ist Roland gar nicht so reich, als die Welt ihn macht; sein Vermögen ist illusorisch wie das jedes

Bankiers, der sich in gewagte Spekulationen einläßt. Ich kenne das, mein seliger Mann stammte aus einer Bankiersfamilie. Kurz vor seinem Tode machte der alte Lobau bankerot, und der Sohn war ein armer Offizier. Bleiben wir nun bei Ihrer Person, lieber Julian, so stellt sich bis zur Evidenz heraus, daß das Schicksal Sie wider Willen auf eine gute Bahn gedrängt hat . . . Sie werden ein Graf von Ravenstein in allen Ehren und Würden bleiben, während Otto in Kreisen lebt, die seiner unwürdig sind. Die Aristokratie wird sich mit Entrüstuug von ihm abwenden und ihn seinem selbstgeschaffenen Schicksale überlassen. O, er ist kläglich aus dem Militärdienste geschieden, denn er hat schon eine Ahnung von dem, was kommt. Dem Vater darf er nie wieder unter die Augen treten, dessen bin ich gewiß. Sie aber bleiben der geliebte Sohn und der Erbe eines kolossalen Vermögens, das nach Hausgesetzen nicht zersplittert werden darf.

Die Hauptmannswittwe trank den Rest ihrer Tasse und trocknete die Lippen ihres breiten Mundes zart und delikat mit dem weißen Tuche, das sie in der Tasche ihres Nankinkleides sorgfältig aufbewahrte.

Julian betrachtete sinnend die Blätter eines Zweiges, den er von der Laube gerissen hatte. Die

Tröstungen der Tante schien er überhört zu haben, oder sie mußten keinen Eindruck auf ihn machen.

— Das war eine schreckliche Nacht! murmelte er vor sich hin. Ich möchte eine zweite nicht erleben ... So sind die Menschen, sie treten schonungslos das Glück Anderer mit Füßen. Und Otto ist mein leiblicher Bruder, mein Zwillingsbruder! Bah, rief er auffahrend, es gibt kein gutes Herz mehr auf dieser Erde! Otto kennt mich, er weiß, daß ich ein anderes Gemüth besitze als er ... wir hätten eine Uebereinkunft treffen können ...

— Freund, aus Ihren Worten muß ich schließen, daß Sie sich um das Bürgermädchen bereits beworben haben. Darf ich nicht Alles wissen?

Der Graf stand auf, stampfte wie ein zorniger Knabe mit den Füßen und rief:

— Was nützt mir der Grafentitel?

— Fassen Sie sich doch!

— Was nützt mir das große Vermögen?

— O, es ist ein gewaltiger Hebel bei allen Unternehmungen.

— Die Geliebte hat es mir doch nicht erwerben können!

— Sie werden eine schöne und liebenswürdige aristokratische Dame finden, eine Prinzessin ...

Julian stampfte wiederum mit den Füßen.

— Ich will keine Prinzessin!

— Beruhigen Sie Ihr heißes Blut, Freund, dann werden Sie anders denken und meinen Rathschlägen folgen. Mit dem Vater dürfen Sie nicht überlegen, darum schließen Sie sich mir an, ich liebe Sie ja wie meinen eigenen Sohn. Ganz offen will ich gestehen, daß mich Ihre Zurückhaltung kränkt ... Als Sie kamen, um inkognito in der Stadt zu bleiben, vermuthete ich gleich ein Herzensgeheimniß ... Sie wichen zwar meinen Fragen aus und sprachen von Familienangelegenheiten, aber ich hatte doch meinen Argwohn ... Julian, bekennen Sie, daß Sie auf dem Punkte standen, einen Fehltritt zu begehen!

Er legte die flache Hand an die Stirn und rief:

— Wenn es ein Fehltritt ist, dem Zuge des Herzens zu folgen, so will ich mich dessen gern schuldig machen! O, wie traurig, wie gräßlich ist der Blick in die Zukunft! Mir schnürt sich die Brust zusammen, vor meinen Augen liegt ein blutiger Schleier, und alle Verhältnisse, die man aristokratisch nennt und glänzend preist, kommen mir wie Possen vor. Wäre ich weniger ehrlich und mehr schlau gewesen, ich würde jetzt ein glücklicher Mensch sein. So aber

bin ich der Betrogene, der Gemißhandelte, der Gefolterte ... o, ich bin Alles, nur kein Mann!

— Sie haben Recht! rief ironisch die Wittwe. Ein Mann geberdet sich nicht wie eine alte Frau.

Julian lachte hell auf.

— Es ist wahr! fügte er hinzu.

Die Tante lachte mit.

— Mein Bester, ich werde Ihnen helfen, wieder ein Mann zu werden.

— Helfen Sie, Tante!

— Es wird mir dies nur dann möglich sein, wenn Sie mir Alles erzählen, was vorangegangen ist.

— Zuvor verlange ich ein Versprechen!

— Was?

— Nein, einen Schwur verlange ich.

— Was soll ich denn beschwören?

— Daß Sie meine Mittheilungen geheim halten ...

— Ich schwöre es Ihnen bei der Liebe, die ich für Sie hege.

Die Wittwe hob ihre fleischige Hand empor.

— Nun bin ich zufrieden! murmelte der Graf. Ich muß mein Herz erleichtern, muß Ihren Rath hören, denn gräßliche Gefühle toben in meiner Brust ... Ich bin krank an Geist und Körper.

— Erfrischen Sie sich.

Der Kranke machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

— Und doch! mahnte die Wittwe.

— Nein, nein!

— Nehmen Sie eine Tasse Kaffee.

— Ich kann nicht einen Tropfen über meine Lippen bringen.

— L'appetit vient en mangeant . . .

Die kugelrunde Frau verließ die Laube und ging dem Hause zu.

Julian starrte nach dem wolkenlosen Himmel.

— Jetzt schwelgt er in den Armen des reizendsten aller weiblichen Geschöpfe! murmelte er bitter lächelnd vor sich hin. Otto ist Gabrielen's Gatte ... O, was für einen Begriff birgt das Wort „Gatte"! Und sie liebt ihn, den Bruder, der mir täuschend ähnlich ist. Warum gibt sie ihm den Vorzug! Besitze ich nicht dieselben Eigenschaften? Vielleicht bin ich ihr zu sentimental . . . o, man macht mir Sentimentalität zum Vorwurfe! Das ist es . . . ich kenne nun den Grund! O, Geduld, aus dem Lamm kann ein Tiger werden! Das war der falsche Schritt, den ich gethan habe . . . Hören wir, was die Tante mir räth! Sie verbindet Energie mit Klugheit . . . Rache

will ich üben, eine furchtbare Rache! Otto hat vergessen, daß ich sein Bruder bin, auch ich will vergessen, daß wir unter einem Herzen geruht haben ...

Die Wittwe kam zurück; sie setzte eine Tasse mit dampfendem Kaffee auf den Tisch.

— Trinken Sie, lieber Vetter!

Und der Vetter schlürfte hastig, fast fieberhaft; dann sank er in den Stuhl zurück und schloß die Augen. Wahrlich, er war ein schöner Mann, obgleich die Blässe seines Gesichts heute krankhaft erschien.

Frau Lobau nahm eine Prise aus ihrer Dose; während sie die zusammengekniffenen Finger langsam der Nase, die schon ein wenig schwammig war, zuführte, dachte sie lächelnd:

— Nun werde ich endlich Gewißheit erhalten! Der Zustand, in dem er sich befindet, ist ganz geeignet, ihn offen reden zu lassen. Getäuschte Liebe reizt zur Rache ...

Sie schnupfte.

— Vielleicht kann ich den alten zähen Grafen nun mürbe machen ... mit Hülfe des Sohnes! Welch' eine traurige Rolle spielt der Erbe von Ravenstein ... da liegt er, ein verschmachtender Seladon! Die Männer unserer Zeit sind entnervt, jammervoll ... Aurelie, schmiede das Eisen, es ist glühend!

Die Wittwe richtete diese Worte an sich selbst, denn sie hieß Aurelie und war die Schwester der verstorbenen Mutter des jungen Grafen. Auf ihre Familienverhältnisse werden wir später zurückkommen.

Julian schien eingeschlafen zu sein.

— Ich will ihn nicht stören! flüsterte Aurelie. Mag er, nach der schrecklichen Nacht, ein Viertelstündchen ruhen.

Sie schlich leise aus der Laube. An der Hausthür traf sie die Magd.

— Drude, befahl sie leise, Du bleibst hier stehen.

— Ja, Madame!

— Siehst Du den gnädigen Herrn dort?

— Er schläft!

— Sorge dafür, daß er nicht geweckt werde.

— Ja, Madame!

— Sollte er von selbst erwachen, so sagst Du es mir, ich gehe in mein Zimmer, um Toilette zu machen. An dieser Stelle bleibst Du stehen und beobachtest, ich schärfe es Dir ein.

Aurelie verschwand in dem Hause.

Die Magd setzte sich auf die Steinstufe, streckte die hageren nackten Arme unter die blaue Leinenschürze und sah starr nach der Laube, in welcher der Graf vor Erschöpfung eingeschlafen war.

So verfloß eine Viertelstunde.

Da erschien die Hauptmannswittwe wieder. Ach wie stattlich sah die dicke Dame aus! Das Haar hing in Löckchen unter einer Haube, die mit Kornblumen geschmückt war, herab. Den fetten Hals umschlang eine Goldkette, an der ein Granatkreuz glänzte. Ein Oberrock von weißem Battist schloß den runden Körper ein. Und blau wie die Schleifen, die von dem Busen bis zu den Füßen hinabgingen, war das breite Gürtelband, das die unförmliche Taille noch unförmlicher machte. Wir würden diese geschmacklose Toilette nicht kurz beschrieben haben, wenn sie nicht zur Charakterisirung der Person diente, von welcher der arme Graf Rath und Trost erwartete. Aurelie war unbemittelt, ihre Einkünfte reichten gerade aus, die nöthigsten Ausgaben zu bestreiten! aber doch suchte sie das aristokratische Dekorum zu wahren, sie schmückte sich mit bizarrer Eitelkeit, nicht etwa, um Eroberungen zu machen, sondern um zu zeigen, daß sie den höheren Ständen angehörte und ihre Mittellosigkeit zu verbergen. Die alte verblichene Eleganz ihrer Möbel ersetzte sie durch weiße Decken, die überall ausgebreitet lagen. Die Enge der Räumlichkeit entschuldigte sie mit der besonderen Vorliebe für Gemüthlichkeit und Behaglichkeit ... mit Einem Worte, sie wollte leben,

wie sie eben lebte. Schulden machte sie nie, sie bezahlte alle Bedürfnisse baar und suchte sich in den Ruf der Geizigen zu bringen, um nicht für arm zu gelten. Der gewöhnlichen bürgerlichen Gesellschaft gegenüber benahm sie sich stolz und zurückhaltend; mit dem Adel kam sie selten in Berührung. Aurelie hatte nur zwei Leidenschaften: sie trank gern Wein und spielte eben so gern in der Lotterie. Fortuna war ihr bis jetzt nicht hold gewesen, denn außer einigen unbedeutenden Summen hatte die eifrige Spielerin, die kaum den Ziehungstag erwarten konnte, nichts gewonnen.

Aurelie spannte den großen Sonnenschirm aus, der schon manches Jahr gedient hatte. Das alte aber gut erhaltene Möbel bestand aus einem Fischbeingestelle, das mit verschossenem Atlas überzogen war Der große Horngriff mit der schweren Troddel hätte gut an einen Familienregenschirm gepaßt. Die eitle Frau wollte ihren Teint der Sonne nicht preisgeben ...

Sobald sie Toilette gemacht hatte war sie mild und sanft; sie sprach in gewählten Ausdrücken und bemühte sich, das Auffahren zu vermeiden, das sie im Negligee nicht verhüten konnte. Vielleicht wollte sie nicht nur vornehm, sondern auch liebenswürdig erscheinen. Von ihrem Witze und ihrer nicht gewöhnlichen

wissenschaftlichen Bildung war sie eben so fest überzeugt, als von der Einfalt aller Bürgerfrauen. Schriftsteller mit bürgerlichen Namen laß sie nicht; wäre Göthe nicht Minister und Schiller nicht geadelt gewesen, sie würde die Werke dieser Männer keines Blikkes gewürdigt haben. Ihre kleine Bibliothek enthielt nur die Schriften geadelter Autoren.

— Drude, fragte sie leise, hat mein Vetter gut geschlafen?

— Ganz gut, Madame! antwortete die Magd, ohne sich zu erheben.

— Hat er sich gerührt?

— Nein!

— Bleibe hier und wache ferner über den Schläfer.

— Ja, Madame!

— Sollte sich das Geringste ereignen, so suchest Du mich auf.

— Ja, Madame! antwortete träge die Magd.

— Weißt Du denn auch, wo Du mich findest?

— Nein, Madame!

— Danach mußt Du hübsch fragen.

Drude sah zu ihrer Herrin empor.

— Wo finde ich Sie denn, Madame?

— Ich mache in der schattigen Allee eine Morgenpromenade ... Du kennst doch die Allee?

— An dem Zaune dort ...

Ganz recht, an der Taxushecke, die ich im vorigen Frühlinge habe stutzen lassen. Im nächsten Jahre wird sie sich prachtvoll ausnehmen ... Also in der schattigen Allee triffst Du mich.

Aurelie entfernte sich einige Schritte; plötzlich blieb sie stehen.

— Drude!

— Was denn, Madame?

— Komme zu mir!

Das träge Mädchen erhob sich langsam.

— Hast Du Deine Küchenarbeiten vollendet?

— Ja; das Mittagessen ...

— Wir werden bei der Hitze kalte Küche haben.

Die Magd zog sich an ihren Platz zurück.

Aurelie ging an der Laube vorüber.

— Ein schöner Mann! flüsterte sie, den Schläfer betrachtend. Schade, jammerschade, das er die Schwächen seines Vaters geerbt hat. Es ist gut, daß er im Freien schläft, die Luft stärkt die Nerven und erfrischt das Blut, das bei allen Ravensteins etwas träge fließt. Der Schlummer des übernächtigen Vetters wird wohl noch eine Zeit lang dauern ... O, wie lieb ist es mir, daß ich abkommen konnte.

Sie ging weiter.

Die schattige Allee, von der die aristokratische Dame gesprochen, bestand aus fünf Apfelbäumen, die sich in der Nähe eines wild gewachsenen Zauns befanden, desselben Zaunes, dem sie den Namen „Taxushecke“ gegeben. Von dem Schatten war auch nicht viel vorhanden, denn die Sonne fand manchen Weg durch die alten knorrigen Apfelbäume, die sich unregelmäßig aus dem trockenen Boden erhoben. Der Fuß strauchelte oft an Unebenheiten, Wurzeln und Kraut, das in üppiger Fülle hier wucherte. Aurelie achtete dessen nicht; lächelnd athmete sie die Morgenluft ein und sah nach den Bäumen, die für dieses Jahr einen reichen Ertrag versprachen. Nachdem sie die Allee einigemal durchschritten hatte, rief eine Stimme:

— Guten Morgen, Frau Nachbarin!

— Ah! Ah! lallte überrascht die Nachbarin.

Wir bemerken, daß die Ueberraschung eine erkünstelte war.

— Gut geschlafen? fragte die Stimme weiter.

— Danke, Herr Hofrath!

— Angenehme Träume gehabt?

Aurelie näherte sich dem Zaune. Durch eine Oeffnung in den Blättern sah sie den Kopf eines bejahrten Mannes, der aus einer Meerschaumpfeife

behaglich rauchte und der Nachbarin die Hand entgegenstreckte.

— Mir hat geträumt, antwortete Aurelie, daß der Herr Hofrath von Löwenhorst sein Grundstück an einen Bauspekulanten verkauft habe, und daß diese schöne Hecke unter den Schlägen der Axt gefallen sei.

Der Hofrath von Löwenhorst war ebenfalls kurz und dick; sein volles Gesicht war geröthet, wie das der Nachbarin, und sein Haar stark ergraut. Den struppigen Bart über der Oberlippe mußte er gefärbt haben, denn er war völlig schwarz, wie die Brauen, die sich borstenartig an der hohen und breiten Stirn hinzogen. Die Lider seiner geschlitzten, etwas verschwommenen Augen zeigten rothe Ränder, die Folge einer chronischen Entzündung, die wiederum zur Folge hatte, daß der Hofrath kleine goldene Ringe in den großen Ohren trug. Den rechten Nasenflügel zierte eine braunröthliche Warze, die von einem Kranze kurzer Härchen umgeben ward. Ueber die Wangen liefen rothe und bläuliche Aederchen, die sich bis auf die kurz abgerundete Nasenspitze fortsetzten. Der Kopf, den eine grüne Mütze mit großem Schirme bedeckte, war köstlich; steife Vatermörder nach altem Schnitte reichten bis an die Ohren, deren Zipfel auf der scharfen Kante ruheten. Ein weißes Halstuch schlang sich

locker um den feisten Hals, so locker, als ob es dem fetten Kinn als weiches Kissen dienen wollte. Auf dem Streifen des weißen Hemdes glänzte eine große Busennadel, deren Diamant helle Funken sprühte. Wir werden von dieser Nadel später hören. Durch die Oeffnung in der Hecke, die der Zufall nicht allein erschaffen hatte, sah man nur die Büste des Herrn Nachbars; darum ließ sich auch in dem blau und weißgestreiften Sommerrock das Ordensbändchen erkennen, das breit und voll aus dem ersten Knopfloche hervorquoll. An der Hand, die zum Gruße aus der Oeffnung kam, prangte ein sehr werthvoller Siegelring, ein würdiges Seitenstück zu der Busennadel.

Herr von Löwenhorst war seit dem ersten Mai der Nachbar Aurelien's; er hatte Villa und Garten im letzten Winter käuflich an sich gebracht, um Beides bei günstiger Gelegenheit mit Vortheil wieder zu veräußern. Er bewohnte, da diese Gelegenheit sich noch nicht gefunden, das hübsche Gartenhaus selbst, um, wie er sagte, eine Badereise zu ersparen.

— Ein schöner Traum! murmelte er mit markiger Baßstimme.

— Schön?

— Für mich, für mich!

— Wegen des vortheilhaften Verkaufs etwa? fragte die Wittwe mit einem Anflug von Ironie.

— Nein, o nein! Die Nachbarschaft ist mir viel zu lieb und werth, als daß ich sie eines kleinen Vortheils willen aufgeben sollte. Aber der Traum, den Sie gehabt, berechtigt mich zu dem Schlusse, daß die werthe Frau Hauptmännin sich mit mir beschäftigt hat.

Er drückte innig ihre Hand, dann zog er die seinige zurück.

Aurelie flüsterte verschämt:

— Mir wäre eine Unterbrechung der freundnachbarlichen Verhältnisse mehr als unangenehm; Sie wissen; daß ich mich von der Welt zurückziehe, daß ich einen beschränkten Umgang wähle ... wenn ein bürgerlicher Spekulant sich mir zur Seite niederließe und den idyllischen Frieden störte ...

— Fürchten Sie daß nicht; versicherte der Hofrath. Ich habe den Entschluß, zu verkaufen, aufgegeben, seit ich angefangen mich Ihrer Freundschaft zu erfreuen ... Um Ihnen zu dienen bin ich zu Allem fähig.

Aurelie verneigte sich mit aristokratischer Grazie.

— Wie schmeichelhaft für mich, Herr Hofrath.

— Der Umgang mit einer geistreichen Dame ist mir Bedürfniß.

— Sehr verbunden! Ich gestehe offen, verehrtester Herr Nachbar, Sie heilen mich von einem Vorurtheile ...

— Von einem Vorurtheile?

— Ja, ja!

— Und von welchem?

— Meine unglückliche Ehe hat mir seltsame Begriffe von den Männern beigebracht.

— Ah, das ist es!

— Ich war mit einem bürgerlichen Offizier verheirathet ...

— Die Mesalliancen sind stets verhängnißvoll! ich weiß das zwar nicht aus Erfahrung, aber ich habe viel davon gehört nnd könnte Ihnen Beispiele erzählen ...

— Bitte, ein Beispiel steht vor Ihnen; mein Mann war ein schöner Offizier, vielleicht der schönste in der ganzen Armee ... Aber wie schrecklich wurden mir die Augen geöffnet! Nachdem der Gemahl mein Vermögen durchgebracht hatte, behandelte er mich schlecht ...

— Dessen würde sich ein Kavalier geschämt haben!

— Der Tod trat als Vermittler auf, er löste das schreckliche Eheband, und die arme Wittwe hatte

Muße und Ruhe, über ihr Schicksaal nachzudenken. Das Resultat meines Nachdenkens war ein entschiedener Männerhaß.

Der Hofrath hatte einige gewaltige Züge aus seiner Pfeife gethan.

— Werthe Frau Nachbarin, Ihr Schicksal ist ein beklagenswerthes, es geht mir tief zu Herzen, wenn ich Sie so allein durch den Garten wandeln sah, sagte ich mir: die Frau Hauptmännin muß einen herben Seelenschmerz haben, der sie in die Einsamkeit ihres Gartens treibt. Das sagte ich mir und fuhr fort, Sie zu beobachten.

Aurelie senkte ihren Sonnenschirm.

— Sie haben mich beobachtet, Herr Nachbar? fragte sie mit erkünsteltem Erstaunen.

— Halten Sie dies nicht für Indiskretion ... das lebhafte Interesse, das ich für Sie hege ...

Die Dame verneigte sich kurz, wie ein junges Mädchen.

— Danke, danke!

— Auch ich habe die Einsamkeit aufgesucht, weil ich an Weltschmerz leide.

— Auch Sie, auch Sie! rief nach einem Seufzer die Wittwe. Es ist doch nichts vollkommen auf diesem Erdenrunde, wohin das Auge sich wendet, erblickt es Mängel.

Sie lehnte sich auf einen starken Zweig des Zauns und flüsterte:

— Lieber Nachbar, was hat Ihnen Schmerz bereitet?

Der Nachbar streichelte die runde Wange der Nachbarin.

— Wie Sie glühen, Frau Hauptmännin!

— Nennen Sie mich nicht so!

— Warum nicht?

— Ich will nicht an den Mann erinnert sein, der mir meine Jugend gestohlen hat.

— Sie stehen in den besten Jahren.

— Nun ja, ich fühle mich körperlich und geistig frisch und kräftig; mir ist, als ob ich noch gar nicht vierundvierzig Jahre auf der Welt gelebt hätte . . .

— Vierundvierzig Jahre!

— Lieber Hofrath, halten Sie mich für älter?

— Im Gegentheil, ich wundere mich, daß Sie schon so alt sind.

— Schmeichler! flüsterte die Schöne, die neun Jahre ihres Alters verleugnet hatte.

— Ich bin offen und wahr!

— Ganz wie ich es bin! wäre ich eitel, so würde ich mein Alter nicht genau angegeben haben. Ach, hätte ich nicht so viel Kummer gehabt!

Aurelie seufzte und stellte sich, als ob sie Thränen unterdrückte, die gewaltsam den Augen entrinnen wollten. Ihr Sonnenschirm sank zur Seite auf den Zaun. Da stand sie nun in voller Liebenswürdigkeit ...

Auch Herr von Löwenhorst seufzte; dann setzte er durch starkes Rauchen die Pfeife in Brand, die zu verlöschen drohete.

— Werthe Frau Nachbarin, fragte er bewegt, wie soll ich Sie denn nennen?

Sie sah ihn schmachtend an.

— Wollen Sie die finstern Schatten der Vergangenheit nicht heraufbeschwören?

— Ach, ich möchte Sie stets heiter sehen, nur freundliche Worte von Ihnen hören.

— So nennen Sie mich „Frau Aurelie."

— Sie gestatten es mir?

— Ach, ich bitte darum! Der Vorname erinnert mich an meine früheste Mädchenzeit, an das wundervolle Glück der ersten Jugend, das man dann erst ganz begreift, wenn es entschwunden ist. Da liegt es nun hinter uns, wie ein Märchen, das die Mutter in traulichen Abendstunden erzählt hat.

— Sie sprechen wie ein poetisches Buch, Frau Aurelie.

— Hinweg mit diesen Träumereien! fuhr sie plötzlich auf. Die Wirklichkeit tritt ernst mahnend an uns heran ... Sie wollten mir, wenn ich nicht irre, den Grund Ihres Weltschmerzes mittheilen ... Haben Sie bei den Frauen trübe Erfahrungen gemacht?

— Nein! murmelte im tiefsten Basse der Hofrath.

— Was ist es sonst?

Herr von Löwenhorst blies in die Pfeife, daß die Funken aus dem Meerschaumkopfe stoben.

— Die Männer, die Männer!

— Doch nicht etwa Kavaliere?

— Halbblut, abscheuliches Halbblut, das noch schlimmer ist als das Proletariat. Wäre ich weniger arglos gewesen, ich müßte heute Minister des Aeußern sein ... Ein Parvenü hat mich überlistet, betrogen, angeschwärzt, verleumdet und meine Verdienste sich angeeignet ... Das Haar sträubt sich mir empor, wenn ich daran denke!

— Armer Nachbar!

— Nennen Sie mich einen thörichten Mann! Der Parvenü, den ich nicht näher bezeichnen mag, schmückte sich mit meinen Federn, man glaubte ihm, erhob ihn in den Adelstand und machte ihn zum Minister; nun war ich der Excellenz, die auf meinen Schultern emporgestiegen, lästig; sie wußte es dahin

zu bringen, daß ich in den Ruhestand versetzt ward und eine Pension erhielt. Als besondere Anerkennung meiner Verdienste gab man mir diesen Orden ...

Er deutete auf das Bändchen im Knopfloch.

— Und um mich courfähig zu machen, fügte er hinzu, erhielt ich zum Schluß den Hofrathstitel ... Bah, ich fliehe die Hofkreise, in denen die Luft durch Eindringlinge verpestet wird. Das nennt man nun Fortschritt, Aufklärung und Toleranz ... Frau Nachbarin, unsere Zeiten sind schlecht, sehr schlecht ... die alten Stammbäume des Adels treiben keine gesunden Zweige mehr, man beschädigt ihre Wurzeln und bringt sie nach und nach zum Verdorren. Ein Mittel dagegen giebt es nicht, weil die hohen Herren die wichtigste Aufgabe ihres Lebens verkennen. Aber Geduld, nur Geduld ... der unterwühlte Boden wird auch sie verschlingen und die Reue kommt zu spät. Das Spiel mit Standeserhebungen und Ordensverleihungen ist ein leichtsinniges, Adel und Orden haben keinen Werth mehr. Sehen Sie sich um auf der Straße ... der fünfte Mann, der Ihnen begegnet, trägt ein Ordensbändchen ... Und nun fragen Sie, wofür ihm diese Auszeichnung geworden? Für eine Bagatelle, die irgend einem hohen Herrn geschmeichelt hat, für die Vermittlung eines Geschäfts, das jeder

Makler besorgt haben würde. Die neugebackenen Edelleute stammen aus Proletarierfamilien ... der Vater dieses und jenes Barons läuft als Schuster oder Schneider herum ... O, ich hätte mich mehr als einmal verheirathen können ...

— Warum haben sie es nicht gethan?

— Weil ich fürchtete, der Adel meiner Gemahlin könne nicht rein sein. Da bin ich Junggesell geblieben, wenn auch zuweilen die Einsamkeit mir lästig ward.

— Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei.

— Unter Umständen, Frau Aurelie, unter Umständen! Wenn gleichgestimmte Seelen sich finden, die eine Verbindung nicht als Spekulation betrachten die festhalten an den alten guten Adelsgesetzen ... in diesem Falle ist es ein Glück ... unter andern Bedingungen mag ich die Ehe nicht. Da hat sich wiederum ein Graf verheirathet ...

— Ein Graf? fragte die Wittwe neugierig.

— Wissen sie es denn nicht? Der Graf Otto von Ravenstein hat sich so weit vergessen, daß er die Hand einer bürgerlichen Bankierstochter gereicht, eines Mannes, dessen Vater noch Jude war. Gestern ist die Hochzeit mit unerhörtem Pompe gefeiert worden, mein Barbier weiß nicht genug zu erzählen. Der jüdische Christ oder der christliche Jude, wie Sie

wollen, hat das Geld sinnlos verschwendet ... Natürlich, seine Tochter ist Gräfin geworden, gnädige Frau, hohe Gebieterin! Wo bleibt nun der reine Adel? Ich kenne den alten Grafen von Ravenstein nicht, aber er verdiente ...

— Halt! rief die Wittwe. Urtheilen Sie nicht vorschnell, Herr Nachbar; ich kenne die Verhältnisse besser, denn der alte Graf ist mein Schwager.

— Ist's möglich?

— Der Sohn hat sich wider den Willen des Vaters verheirathet und darum ist er mit der Familie völlig zerfallen.

— Das sind böse Zeichen der Zeit, meinte Herr von Löwenhorst; der Plebs wird uns bald über den Kopf wachsen, und wir müssen flüchten, wie der Adel in Frankreich während der ersten Revolution. Also der Graf von Ravenstein, den ich des Alters seines Stammbaums wegen hoch achte, ist Ihr Schwager ...

In diesem Augenblick trat die Magd heran.

— Madame!

— Gott, wie Du mich erschreckst!

— Der Herr Graf ...

— Gehe, Drude, ich werde sogleich kommen.

Aber Drude ging nicht; sie starrte das Voll-

mondsgesicht des Hofraths an, das sich zwischen Blättern zeigte.

Die Wittwe schob sie in den Weg zurück und rief:

— Bleibe in der Küche, daß der Braten nicht anbrenne, hörst Du ... Ich folge Dir auf dem Fuße! Du bist für jeden Schaden verantwortlich, der den Speisen geschieht.

Die Magd begriff nicht ein Wort von dem, was die Herrin gesagt hatte; wie träumend ging sie nach dem Hause und verschwand zwischen den Johannisbeersträuchen.

— Ich muß fort, Herr Nachbar, die Pflichten der Hausfrau rufen; wir setzen wohl diesen Nachmittag oder morgen früh unser Gespräch fort, aus dem ich mit Freuden ersehen, daß wir in unseren Weltanschauungen harmoniren. O, wie lieb ist es mir, daß ich wenigstens von einer Seite aristokratische Luft einathmen kann ...

Der Hofrath küßte die ihm dargebotene Hand der Wittwe.

— Auf baldiges Wiedersehen, liebe Frau Aurelie!

— So Gott will! Da habe ich nun meinen Adel eingebüßt, und zu welchem Zwecke? Um eine

elende Wittwenexistenz zu führen und über die Perfidie der Männer nachzudenken.

— Es gibt auch treue Herzen, Frau Nachbarin.

— Vielleicht, vielleicht!

— Es gelingt mir wohl, Ihnen den Beweis von dieser Behauptung zu liefern.

Das holdselige Lächeln, das Aurelie zu erzeugen vermochte, lohnte den Hofrath für seine Aeußerung; er sah ihr noch lange durch die Zaunöffnung nach.

— Eine kapitale Wittwe! murmelte er. Gehörte sie auch nicht einer der ersten Familien unsers Landes an, sie würde mir doch gefallen. Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, hat sie gesagt ... möglich, daß ich ihr für den Rest des Lebens Gesellschaft leiste, denn ihr Grundstück besitzt einen Werth, von dem sie keine Ahnung hat. Teufel, da gesellt sich ein junger Mann zu ihr, ein eleganter junger Mann ... sprach die Magd nicht von einem Grafen? Schade, daß mein Blick nicht weiter reicht ... der Besuch macht mir Sorgen, denn die angenehme Wittwe ist noch immer begehrenswerth.

Er zog sich zurück und ging in seine Villa, eine Art Schweizerhäuschen, das unter einer Gruppe von Kastanienbäumen versteckt lag. Eine Viertelstunde später verließ er den Garten. Der alte Herr hatte

eine seltsame Toilette gemacht. Der blaue Frack mit schwarzem Sammtkragen und Goldknöpfe den er trug, war schon längst aus der Mode gekommen, trotzdem war er gut und sauber gehalten. Die weißen Pantalons schlossen sich eng den kurzen, etwas gebogenen Beinen an, die auf sehr breiten Füßen ruheten. Christian von Löwenhorst liebte die Bequemlichkeit; er ging in leichten Schuhen und weißen Gamaschen, die von den Pantalons größtentheils bedeckt wurden. Eine gelbe mit schwarzen Streifen geschmückte Weste, deren Oeffnung den Busenstreifen mit der Brillantnadel sehen ließ, umschloß fest das ansehnliche Bäuchlein, auf dem eine große Goldkette glänzte. Auf dem starken Haupte prangte ein gelber Strohhut mit schwarzem Bande, dessen sehr breite Krämpe das bläulichrothe Gesicht vor der Sonne schützte. Die braun gantirte Hand stützte sich auf einen starken Rohrstock mit silbernem Knopfe. Der nach seiner Art sommerlich gekleidete Stutzer schloß sorgfältig die Gartenthür und schritt dann pathetisch der Stadt zu. Der Herr Hofrath machte Wuchergeschäfte mit den Offizieren. Heute war sein erster Weg der zum Bankier Roland, dem er einen Wechsel des Grafen Otto von Ravenstein vorlegte. Roland zahlte mit der größten Bereitwilligkeit, und entließ den Darleiher so ruhig, als

ob es sich um ein gewöhnliches Geldgeschäft handelte. Mittags speiste der Herr Hofrath in einem Hotel, das von den Offizieren stark besucht ward. Hier war seine Börse; er lieh Geld auf Wechsel und Ehrenscheine, und kassirte die fälligen Summen ein. Den säumigen Zahlern gab er nicht undeutlich zu erkennen, daß er die Papiere an geeigneter Stelle präsentiren wolle ... die Bedroheten baten um Verlängerung und erhielten diese gegen hohe Zinsen. Mehr als dreimal prolongirte der aristokratische Geldmann nicht, dann verfuhr er rücksichtslos durch einen alten Advokaten, der ebenfalls das Wörtchen „von" vor seinem Namen führte. Nach Tische bestieg er einen Fiaker, der ihn nach seiner Villa brachte. Den Nachmittag verschlief er und den Abend verbrachte er einsam im Garten.

3.

Geständnisse.

Frau Aurelie traf ihren Gast zwischen den Blumenbeeten, wo er wie ein Träumender auf und ab ging. Der kurze Schlaf schien ihn nicht gestärkt zu haben, denn er sah bleicher aus als zuvor und sein Auge schwamm in einem feuchten Glanze.

— Himmel, wie sehen Sie aus! flüsterte Aurelie erschreckt. Sie sind krank, kommen Sie in das Zimmer.

Julian ließ sich führen. Fünf Minuten später befand er sich in einem freundlichen Zimmer des ersten Stocks. Er warf die Kleider ab und hüllte sich in einen eleganten Schlafrock. Aurelie war ihm behülflich wie eine Mutter dem Sohne; und wahrlich, sie hätte auch seine Mutter sein können.

— Ruhen Sie jetzt, ich lasse Sie allein! rief sie besorgt.

— Sie werden bleiben, Tante, wenn Sie mich lieb haben!

— Ob ich Sie liebe, mein armer Vetter!

Aurelie hatte sich ihm zur Seite niedergelassen.

— Erleichtern Sie jetzt Ihr Herz durch offene Mittheilung, die Sie der Schwester Ihrer seligen Mutter machen. Weiß ich, was mir zu wissen nöthig, dann werde ich rathen können.

Julian hatte den Kopf in das Kissen zurückgelegt.

— Reichen Sie mir ein Glas Wasser! bat er mit matter Stimme.

Die Wittwe holte frisches Wasser, das sie ihrem Gaste reichte. Julian leerte das Glas mit der Hast eines Verschmachtenden.

— Füllen Sie das Glas zum zweitenmale.

— Das kalte Wasser könnte Ihnen schaden.

— O, es thut mir wohl! Das heiße Blut fließt schon ruhiger und der Kopf brennt minder stark.

— So trinken Sie!

Es geschah.

Er schrak heftig zusammen.

— Tante, rief er, das Wasser war doch rein?

— Wie kommen Sie zu dieser Ansicht, Vetter? fragte verwundert die Wittwe.

— Wenn Sie mir Gift beigebracht hätten.

— Sie sind ein Thor!

— Ich bin gewissen Leuten lästig in der Welt! Starren Sie mich nur an ... mein Tod wäre ein Ereigniß, das eine Umgestaltung der Dinge hervorbringt.

— Was phantasiren Sie denn?

Julian sprang auf und ging heftig durch das Zimmer.

— Es wäre gräßlich, wenn ich jetzt stürbe! rief er verzweiflungsvoll.

— Sie werden leben, Sie werden noch lange leben!

— Das will ich, das will ich!

Die Wittwe führte ihn zurück.

— Jetzt erzählen Sie, erleichtern Sie Ihr Herz.

— Wohlan, ich will es, da mir außer Ihnen keine Seele bleibt, die meinem mehr als traurigen Geschicke Theinahme zollt. Der Vater ist ein kalter, verschlossener Mann, er wird mich verhöhnen, wird mich einen Narren heißen ... Sie, mit Ihrem Frauenherzen, können mich verstehen. Die Verhältnisse in unserer Familie sind Ihnen bekannt ...

— Bis zu dem Tage meiner Verlobung; als diese proklamirt wurde, durfte ich das gräfliche Haus nicht mehr betreten, ich war ja die Braut eines bür-

gerlichen Offiziers. Meine Schwester, Ihre Mutter, starb, ohne daß ich sie zuvor noch einmal gesehen und gesprochen hatte. Ach ja, Ihr Vater ist ein unbeugsamer Charakter, er weicht nicht ein Haar breit von seinen Grundsätzen ab. Muß ich Charakterfestigkeit auch achten ... der alte Graf von Ravenstein geht zu weit, er ist Tyrann. Seine Gattin wußte dies am besten, sie hat es mir oft in ihren Briefen geklagt ...

— Trotzdem hing er mit großer Liebe an uns Kindern, vorzüglich an Otto, den er seinen Stammhalter nannte.

— Natürlich, er hat ja zehn Minuten früher das Licht der Welt erblickt als Sie ... wäre die Sache nicht zu ernst, ich würde darüber lachen. Ein Erstgeborener muß vorhanden sein, damit nach den unsinnigen Familiengesetzen der Ravensteins die reichen Güter auf ihn übergehen können.

— Im Falle er sich dieses Vorzugs nicht unwürdig zeigt; dann kann der Vater zu Gunsten des nächstfolgenden Sohnes verfügen. Mit diesen Gesetzen wurden wir frühzeitig bekannt gemacht, und ich fügte mich in das Schicksal, als zweiter Sohn durch eine Rente abgefunden zu werden. Nach dem ersten Unterrichte, den wir gemeinschaftlich im Vaterhause

genossen, trennte man uns; Otto bildete sich zum Offiziere aus, denn er sollte durchaus einen hohen militärischen Rang einnehmen ... mich schickte man auf das Gymnasium und die Universität, daß ich mich auf die diplomatische Carrière vorbereite, ich sollte irgend einen Gesandtschaftsposten erhalten. Hier in der Residenz traf ich mit dem Bruder wieder zusammen, der Gardeoffizier geworden ... ich war Student der Kameral-Wissenschaft. Nun zeigte sich die Verschiedenheit unserer Charaktere; Otto liebte es, als reicher Kavalier zu leben und die Lebensgenüsse zu nehmen, wo er sie fand; ich dagegen hielt mich streng in den Schranken meines Standes, und wählte dem entsprechend meinen Umgang. Meine Aehnlichkeit mit Otto fügte es, daß ich oft für diesen gehalten wurde, und so kam ich hinter manches Geheimniß, das ein trübes Licht auf den Erstgeborenen von Ravenstein warf. Von den kolossalen Schulden, die er gemacht, will ich nicht sprechen, denn Schulden können bezahlt werden; wohl aber von den galanten Abenteuern, in die der Gardeoffizier sich eingelassen hatte. Ich müßte Ihnen ein ganzes Register entrollen, wollte ich dieses Kapitel völlig erschöpfen. Auf meine Vorstellungen antwortete Otto mit Hohn, er nannte mich einen Kopfhänger, einen schwermüthigen

Philosophen, und endlich einen Gleißner, der im Stillen ein flottes Leben führe. Es kam zu ernsten Zerwürfnissen, als der Vater sich weigerte, die Schulden seines leichtfertigen Sohnes zu bezahlen . . . Otto klagte mich an, ich hätte ihn bei dem Vater verschwärzt, um mir das Erbe zu sichern. Meinen Versicherungen glaubte er nicht, wir trennten uns als erklärte Feinde. So verflossen Jahre. Ich ging als Gesandtschafts-Attaché nach London und kümmerte mich um die Verhältnisse in der Heimath wenig, denn ich wollte durchaus den Bruder überzeugen, daß ich auf den Vater keinen Einfluß ausübe. London bot mir der Zerstreuungen genug, ich hatte nicht Zeit, an Intriguen zu denken. Außerdem trat ein Ereigniß ein, das mich völlig an London fesselte. Der Gesandte bewohnte im Sommer ein Landhaus in der Nähe der Hauptstadt; nicht selten traf es sich, daß ich ihm Bericht erstatten mußte. Ich fuhr auf der Eisenbahn zu dem Dorfe, an dessen äußerster Spitze das Landhaus lag. Eines Tages betrete ich den Garten, und finde eine junge Dame von wunderbarer Schönheit, die in der schattigen Allee langsam auf und ab geht. Wie geblendet bleibe ich vor ihr stehen; sie fragt mich lächelnd, wohin ich wolle? Ich nenne den Namen meines Gesandten . . . O, ruft sie, Sie haben sich in der Git-

terthür geirrt, der Gesandte, den Sie suchen, ist unser Nachbar, bemühen Sie sich ein Haus weiter. Und die Schöne begleitet mich bis zur Thür, öffnet sie höflich und zeigt mir die Wohnung des Gesandten, die ich wie ein Trunkener erreichte. Erlassen Sie es mir, Ihnen den Eindruck zu schildern, den dies zufällige Begegnen auf mich machte. Führte mich auch kein Geschäft nach dem Dorfe, ich fuhr dennoch fast täglich hinaus, und war mir der Zufall hold, konnte ich durch die Stäbe des Gitters die Unvergeßliche nur sehen, ach, dann schwelgte ich in einem Glücke, das mir bis dahin unbekannt gewesen. Die wunderholden Züge des Mädchens standen stets vor meinen Blicken und ihre Stimme erklang stets vor meinen Ohren. Es war gegen Abend, als ich träumend den Park umschlich. Ein Sonntag neigte sich dem Ende zu. Die Gegend war still wie ein Gotteshaus und der matte Schimmer der scheidenden Sonne vergoldete die herrlichen Wiesen, die man nur in England trifft. Schon hatte ich die Hoffnung aufgegeben, meine Göttin zu sehen, als ein Windspielpaar an mir vorüberhuschte. Die schlanken Thiere bellten mich, den Fremden, an. Zwei Mädchenstimmen geboten Ruhe; zugleich ward eine Pforte in dem Gitter geöffnet ... ich sah meine Schöne, und neben ihr die Freundin,

welche die Thiere einließ. Mir schwand fast die Besinnung, ich starrte den jungen Damen nach, die, mit den Hunden spielend, zwischen den Gesträuchen verschwanden. Ein weißer Gegenstand neben der Thür brachte mich zur Besinnung ... ich hob ihn auf, es war ein feines Battisttuch, das die rothen Buchstaben G. R. zeigte. Es muß ihr Tuch sein, dachte ich, ohne mir Gründe dafür angeben zu können. Um nicht gesehen zu werden, trat ich hinter einen Baum und drückte den Fund an meine Lippen. Da hörte ich wiederum die Stimme der Mädchen, die an dem Gitter erschienen. „Auch hier ist das Tuch nicht!" rief meine Angebetete. „Mag es darum sein, es hat keinen Werth für mich!" Ich überlegte, ob ich das Vermißte zurückgeben sollte ... die Ehrlichkeit trug den Sieg über die Liebe davon, aber ich kam zu spät ... das Gitter war verschlossen, die Mädchen waren verschwunden. Nun blieb mir die Gewißheit, daß ihre Hand das Tuch berührt hatte ... es ward mir doppelt lieb ... ich konnte es ja immer noch zurückgeben. Wie ein Heiligthum bewahrte ich es auf. Soviel ich nun auch nach Gelegenheit suchte, mich der Unbekannten zu nähern, ich fand keine; ich sah sie nicht einmal wieder. Um endlich Gewißheit zu erlangen, entschloß ich mich, den Garten zu betreten. Ich fuhr hinaus

und eilte nach dem Gitter. Zu meinem Entsetzen sah ich, daß sämmtliche Fenster des Landhauses durch grüne Jalousien geschlossen waren. Die große Markise über dem Balkon war zusammengerollt. Die Bewohner mußten nach der Stadt zurückgekehrt oder verreist sein. Mir war, als ob ein Dolch meine Brust durchwühlte. In einer Art Verzweiflung zog ich die Glocke ... da erschien der Gärtner, ich erkannte ihn an seinem grünen Rocke. Auf Befragen berichtete er, daß die Herrschaft gestern Morgen nach London gegangen sei, um von dort eine Reise nach dem Kontinente zu machen.

„— Wer ist der Besitzer dieses Landhauses? fragte ich weiter.

„— Der Bankier Folton.

„— Und wer sind die beiden jungen Damen?

Der Gärtner lächelte.

„— Die Eine, antwortete er, ist Miß Folton, die Tochter meines Herrn.

„— Doch die mit dem hochblonden Haare?

„— Ja!

„— Und die Dame mit dem dunkelblonden Haare?

Ich drückte dem Manne ein Goldstück in die Hand. Nun erfolgte rasch die Antwort:

„— Jene Miß ist eine deutsche Dame, die seit dem Frühjahr zum Besuche bei uns war.

„— Eine Deutsche?

„— Ja!

„— Wie heißt sie?

„— Miß Gabriele.

„— Und der Zuname?

„— Den weiß ich nicht.

„— Aber Sie müssen doch wissen, in welcher Stadt Deutschlands die Dame zu Hause ist . . .

Der Gärtner steckte sein Goldstück in die Tasche und schüttelte mit dem Kopfe.

„— Nein, das weiß ich nicht!

Mißmuthig rief ich aus:

„— In welcher Straße London's wohnt Herr Folton?

Auch das wußte der Bauer nicht. Ich fuhr nach London zurück, fest entschlossen, meine Nachforschungen fortzusetzen. Am anderen Morgen erschien der Gesandte in der Stadt; er ließ mich in sein Kabinet kommen und überreichte mir einen Brief. „Von Ihrem Vater," fügte er hinzu; „rüsten Sie sich zur Abreise in die Heimath, ich ertheile Ihnen die Entlassung aus dem Dienste der Gesandtschaft, da Ihr Vater, mit dem ich befreundet bin, es verlangt." Ver-

wundert las ich den Brief, der mir anzeigte, daß große Veränderungen vorgegangen seien, die meine schleunige Ankunft im Vaterhause nothwendig machten. Ich errieth schon die Veränderungen, die offenbar das lockere Leben meines Bruders hervorgebracht hatten. An demselben Tage erhielt ich einen zweiten Brief direkt durch die Post; der Gutsverwalter schrieb mir, der Vater liege schwer krank darnieder und erwarte mich mit Sehnsucht; ich möge mich beeilen, da der Arzt den Zustand des Kranken als hoffnungslos bezeichnet habe. Jetzt blieb mir keine Zeit zu ferneren Forschungen; die Angst um den Vater trieb mich nach Deutschland zurück. Ich traf ihn wirklich schwer krank; er erklärte mir kurz und bündig, daß Otto sich seines Rechtes als Erstgeborner verlustig gemacht und daß ich an dessen Stelle treten solle. Eine heftige Scene mit dem leichtfertigen Sohne, der allen Ermahnungen taub geblieben, hatte den Vater auf das Krankenbett geworfen. Zugleich erfuhr ich, daß Otto den Militärdienst verlassen habe, um sich mit einem reichen bürgerlichen Mädchen zu verheirathen. Mein armer Vater, dieser stolze Aristokrat, litt geistig und körperlich unter der Last der Eindrücke, die auf ihn einstürmten. Meine Nähe tröstete ihn einigermaßen, und ich pries den Zufall, der mich verhindert, mit der unbe-

kannten Schönen näher bekannt zu werden. Ach, ich war von den besten Grundsätzen beseelt, und der Anblick des leidenden Vaters bestärkte mich, diesen Grundsätzen gemäß zu leben und zu handeln; aber um die Ruhe meines Herzens war es doch geschehen, es tobte ein furchtbarer Kampf in mir, der die obwaltenden Verhältnisse in verschiedenen Gestalten erscheinen ließ. Bald hielt ich den Geburtsadel für den Ausfluß alberner Vorurtheile und hieß die Hausgesetze barock, bald lachte ich über meine sentimentale Leidenschaft zu einem Mädchen, das ich nur aus der Ferne gesehen hatte, ohne ihren Geist, ihre Bildung und ihren Charakter zu kennen. Und was bürgte mir dafür, daß, wenn ich sie ausführte, meine Bewerbungen Gehör bei ihr fänden? Konnte meine Liebe bei näherer Bekanntschaft nicht abgekühlt werden? War es nicht thöricht, auf diese Ungewißheit hin mit dem leidenden Vater zu brechen, ihm den letzten Trost, die letzte Hoffnung zu rauben? Ich gelobte, ein treuer Sohn zu sein, und blieb bei dem Vater, der unter meiner Pflege nach und nach ruhiger ward und bald wieder genas. Otto machte keinen Versuch, seine Familie auszusöhnen, er schien über seiner Liebe Alles vergessen zu haben. Einst führte mich ein Geschäft nach der Residenz; ich unternahm gern die Reise, da sie mir

Zerstreuung gewährte. Abends sah ich meinen Bruder im Theater ... an seiner Seite saß die junge Dame, für die ich immer noch schwärmte. Ich wollte meinen Augen nicht trauen, überzeugte mich aber bald, daß ich recht gesehen hatte. Neben mir in der Loge führten einige Damen folgendes Gespräch:

„— Die schöne Gabriele Roland ist mit ihrem Anbeter dort.

„— Wer ist dieser Anbeter?

„— Ein Graf von Ravenstein.

„— Nicht übel, ich muß ihren Geschmack loben. Und ein Graf ...

„— Ich glaube übrigens nicht an eine Verbindung.

„— Warum?

„— Weil der Vater des Grafen nicht einwilligt.

„— Ah, der Adelstolz tritt dazwischen. Hast Du früher nicht Umgang mit Gabrielen gehabt?

„— Sie war meine Freundin; seit sie von dem Grafen geliebt wird, trägt sie das Näschen sehr hoch.

„— Wo und wie haben sich die Beiden kennen gelernt?

„— Gabriele war bei einem Geschäftsfreunde ihres Vaters in London, dort hat sie den Grafen zum erstenmale am Parkgitter gesehen und sich in

ihn verliebt ... die Fortsetzung der Liebschaft folgte in der Heimath ... so hat mir Gabriele selbst gestanden ...

„— Wie romantisch!

„— Gabriele ist eine sentimentale Schwärmerin.

„— Und ihr Vater ein ehrgeiziger Bankier.

Mir schwanden fast die Sinne; ich schloß die Augen und bedeckte das Gesicht mit dem Tuche. Dann verließ ich die Loge, um in das Freie zu gelangen, denn der Kopf wollte mir zerspringen.

— Abscheulich! rief Frau Aurelie.

— Errathen Sie den Zusammenhang? fragte Julian, dessen Augen vor Zorn blitzten.

— Otto hat den leicht begreiflichen Irrthum Gabrielen's benutzt ...

— Um mir das Mädchen meiner Liebe zu stehlen!

— Richtig, er hat sich für Sie ausgegeben ...

— Und er ist nie in London gewesen.

— O, wie abscheulich! rief die Wittwe. Nein, das hätte ich dem Otto nicht zugetraut, obgleich ich nur wenig Gutes von ihm erwarte. Da benutzt er die Aehnlichkeit mit seinem Zwillingsbruder zu einem Raube, der nie im Leben wieder auszugleichen ist!

Julian war wieder aufgesprungen und ging bebend durch das Zimmer.

— Handelt so ein Bruder? rief er verzweiflungsvoll. Wahrlich, ein fremder Mensch würde sich schämen, diesen heillosen Betrug zu vollbringen ... Es ist nicht nur schändlich, infam, es ist auch hartherzig, grausam!

Aurelie ließ den jungen Mann austoben.

— Gestatten Sie mir eine Frage, Vetter, ehe Sie fortfahren ... daß ich Otto's Vertheidigung nicht übernehme, wissen Sie ... aber ich möchte doch rathen, dem Gespräche der beiden Damen im Theater nicht unbedingt zu glauben.

Julian streckte beide Hände aus.

— Warten Sie, warten Sie, Tante, Sie werden sogleich die Bestätigung dessen hören, was zu glauben Sie sich scheuen.

Der Graf saß wieder neben der Wittwe.

— Wie betäubt, erzählte er weiter, erreichte ich mein Hotel; ich war fieberkrank, konnte nicht mehr zusammenhängend denken. Die ganze Nacht hindurch folterten mich schreckliche Träume ... ich sah nur sie und ihn, hörte nur die zärtlichsten Liebesplaudereien und war Zeuge von dem Glücke des reizenden Mädchens. Konnte ich mich jetzt an ihrer Seite nicht zeigen, konnte ich Gabrielen nicht an die Brust drükken, konnte ich ihren himmlischen Mund nicht küssen?

Dies Alles hatte mir der treulose Bruder gestohlen, und ich fühlte mich arm und elend, wie ein Bettler. Der Grafentitel und das große Vermögen hatten keinen Werth mehr für mich, Gabriele und nur Gabriele war meine Sehnsucht. Als ich am Morgen erwachte, fühlte ich einen entsetzlichen Lebensüberdruß. Ich kleidete mich an, warf den Pelz um und nahm meinen Taschenrevolver, den ich auf der Reise zu führen pflege. Der Entschluß stand fest: ich wollte mir den Kopf zerschmettern, um nicht mehr denken zu können, nicht mehr leiden zu müssen. In dieser Verfassung eilte ich durch die Straßen der Residenz; es war ein Sonntag, die Leute gingen zur Kirche, während feierlich die Glocken läuteten. Auch ich betrat den Dom, an dem mein Weg vorüberführte; ich wollte noch einmal andächtig beten und dann zum Tode gehen. Da sah ich in einem Kirchstuhl zwei Damen, von denen Eine Gabriele war. Ein Zittern erfaßte mich, als ob ich ein Sünder wäre, ich konnte den Blick nicht losreißen von dem unbeschreiblich reizenden Bilde. Mir schien, als ob Gabriele alles Irdische abgestreift habe und ein Engel geworden wäre. Leise bewegte sie die Lippen beim Gesange, ach, und wie andächtig sah sie nach dem Altare. Ich blieb während des Gottesdienstes und hörte sogar die Pre-

digt mit an. Von Zeit zu Zeit neigte sich Gabriele zu ihrer Nachbarin, die ich für ein Kind gehalten haben würde, wenn das Aussehen ihres Kopfes nicht dagegen gesprochen hätte. Bei näherem Betrachten gewahrte ich, daß diese Dame verwachsen war.

Nach dem Schlusse des Gottesdienstes entfernte sich die Gemeinde. Ich hatte meinen Platz so gewählt, daß die Damen an mir vorübergehen mußten. Beide waren überrascht, als sie mich erblickten; sie blieben stehen und beriethen mit einander. Plötzlich trat die kleine verwachsene Person mir näher; wir standen neben einem der starken Pfeiler, die eine Art Schatten werfen ... der Tag war überhaupt ein trüber, so daß in der Kirche eine halbe Dämmerung herrschte. Ich nahm alle meine Fassung zusammen und grüßte höflich.

„— Wußten Sie denn, fragte die kleine Dame lächelnd, daß ich mit meiner Nichte die Kirche besuchen würde?

„— Ich vermuthete es, da ich den religiösen Sinn Fräulein Gabriele's kenne.

„— Und Sie sind gekommen, Herr Graf ... das freut mich! Aber wie angegriffen Sie aussehen.

„— Mich plagt ein heftiger Kopfschmerz.

„— Nicht wahr, Gabriele muß Ihnen sehr eigensinnig erscheinen?

Ich versuchte zu lächeln.

„— Wo ist denn Gabriele? fragte ich leise.

„— Sie sitzt schon im Wagen.

„— Und Sie bemühen sich zu mir ...

„— Weil ich den lächerlichen Streit zwischen den Liebenden ausgleichen möchte.

Nun beschloß ich die Rolle des Bruders zu spielen.

„— Was für einen Streit?

„— Ah, Sie betrachten es nicht als einen solchen ...

„— Thorheit! rief ich leise.

„— Aber gehen Sie doch nach, Herr Graf! bat dringend die Tante.

„— Mein Gott, ich bin ja zu Allem bereit.

„— O, das ist schön! Geben Sie der kleinen Eigensinnigen das Taschentuch zurück.

„— Ah, das Taschentuch!

„— Sie besitzen es doch noch?

„— Gewiß!

„— Gabriele glaubt nicht daran; sie wähnt vielmehr, Sie hätten es zu gering geschätzt, als daß Sie es der Mühe werth gehalten, den unbedeutenden Gegenstand aufzubewahren.

„— Gabriele kennt mich schlecht!

„— Wie gesagt, es ist nur eine Caprice; aber wenn Sie meine Nichte lieben ...

„— Ich liebe sie mehr als mein Leben! unterbrach ich die kleine Dame, die mich schalkhaft lächelnd anblickte.

„— Nun so beweisen Sie es doch durch Nachgibigkeit.

„— Ach, ich trage das Tuch wie ein Heiligthum stets bei mir!

„— Auch jetzt?

„— Immer, immer! An den unbedeutenden Gegenstand knüpft sich eine unauslöschliche Erinnerung ...

„— Herr Graf, Sie kennen mich ...

„— O gewiß, gewiß!

„— Vermitteln Sie doch den Zwist.

„— Sie müssen mir beistehn, lieber Graf; ich allein vermag es nicht!

„— Was kann ich denn thun?

„— Sie werden das Tuch behalten; aber zeigen müssen Sie es mir, damit ich meiner Nichte sagen kann: Otto von Ravenstein liebt Dich wirklich so heiß, wie er versichert.

Mein Zustand war nicht der Art, daß ich mich

zwanglos benehmen konnte; ich wollte meinem Bruder einen Streich spielen, wollte seine Perfidie aufdecken und mich selbst als den hinstellen, der Gabrielen anbetete, der das erste Recht auf ihre Liebe hatte ... in diesem Sinne handelte ich zunächst; ich nahm das Tuch, das ich wirklich stets bei mir trug, aus der Tasche und zeigte es.

„— Ah, rief das kleine bucklichte Wesen, Sie sind wirklich der schwärmerische Liebhaber, für den Sie sich ausgeben! Das ist mir Ihretwegen lieb, Herr Graf. Erlauben Sie mir, daß ich prüfe, ob es das rechte ist. Ich bin nämlich die Künstlerin, die die rothen Buchstaben G. R. gestickt hat.

Ehe ich mich dessen versah, hatte die kleine Person mir das Tuch aus der Hand genommen; sie entfaltete es und prüfte die Buchstaben.

„— Richtig! rief sie. Hier ist das Werk meiner Kunst! Herr Graf, Sie haben mir die Rolle der Vermittlerin übertragen ... gestatten Sie mir, daß ich auch gegen Ihren Willen das Tuch meiner Nichte zurückgebe. Der Streit ist geschlichtet, Sie sind in Ihre alten Rechte eingesetzt.

Die Tante verneigte sich und huschte wie ein Kobold aus der Kirche. Ich war so bestürzt, daß ich einige Minuten regungslos zurückblieb. Als ich in

das Freie trat, sah ich nur fremde Leute, die theilnahmlos an mir vorübergingen. Die Worte der kleinen Dame: „Sie sind in Ihre alten Rechte eingesetzt“ klangen immer noch vor meinen Ohren, sie erregten wunderbare Gefühle in mir. An den Tod dachte ich nicht mehr, ich wollte leben, um die gräßliche Täuschung meines Bruders aufzuklären und ihn zu züchtigen, wie er es verdiente. Die Möglichkeit, in den Besitz Gabrielens zu gelangen, war nicht ausgeschlossen, denn daran, daß ich bei unserem ersten Begegnen Eindruck auf sie gemacht, durfte ich nicht zweifeln. Ich hielt es für eine Feigheit, jetzt aus dem Leben zu scheiden, jetzt da ich einen tiefern Blick in die obwaltenden Verhältnisse geworfen hatte.

— So würde auch ich gedacht haben, fügte die Wittwe hinzu; es mußte ein Grund vorhanden sein, der die kleine Dame veranlaßte, das Tuch zurückzufordern! dem Anschein nach war deshalb eine Zwistigkeit eingetreten ... Doch gleichviel, erzählen Sie weiter und fassen Sie sich kurz. Setzen Sie mich in den Stand, Alles zu beurtheilen, und Sie werden sehen, daß es Mittel gibt, Ihnen Beruhigung zu schaffen. Was thaten Sie nach der Unterredung in der Kirche?

— Ich gab den Vorsatz auf, mich zu tödten ...

— Das war vernünftig, denn das Lebenslicht läßt sich nicht wieder anstecken wie eine Kerze.

— Nun wollte ich eine Unterredung mit Gabrielen herbeiführen, um ihr Alles zu entdecken.

— Gelang Ihnen dies, Vetter?

— Man sagt mir, Gabriele sei verreist.

— Wer sagte es Ihnen?

— Ein befreundeter Offizier, Arnold Bertram, dem ich mich mitgetheilt hatte.

— Arnold Bertram?

— Ja.

— Er ist also nicht von Adel?

— Bürgerlich, rein bürgerlich, sonst aber ist er ein ehrenwerther Mann.

Die Wittwe rümpfte die Nase.

— Derselbe Bertram vermittelte eine Unterredung mit meinem Bruder; er wollte durchaus, daß ein Vergleich zu Stande käme, damit der Bruderzwist beigelegt werde. In einem Landhause vor der Stadt trafen wir uns.

Aurelie rückte dem Grafen näher.

— Ah, rief sie, nun wird die Geschichte interessant.

— Otto empfing mich kalt, jedoch höflich.

— Natürlich, weil er Edelmann ist.

— Ich weiß nicht, wie es kam, daß auch ich mit Ruhe ihm entgegentreten konnte, obgleich ich ihn für meinen ärgsten Feind hielt. Wer uns gesehen hätte, würde kaum geglaubt haben, daß wir Brüder seien.

— Warten Sie, Vetter.

— Warum?

— Fand diese Unterredung ohne Zeugen statt?

— Nein.

— Wer war zugegen?

— Arnold Bertram, unser gemeinschaftlicher Jugendfreund, den wir Beide gleich schätzten; er war ja eingeweiht in alle Geheimnisse, und sollte unser Schiedsmann sein, dessen wir doch bedurften.

— Wie verlief die Unterredung?

— Otto leugnete das, was ich ihm zur Last legte und beschuldigte mich der Treulosigkeit ihm gegenüber; er behauptete, daß ich ihn bei dem Vater verleumdet und ihm perfid das rechtmäßige Erbe entzogen. Ich wies diese Anklage zurück und bezeichnete sein lockeres Leben als den Grund dessen, was bisher geschehen. Dann beschwor ich ihn, er möge sich nicht in meine Herzensangelegenheiten mischen, möge ückfreten von Gabrielen und mein Prioritätsrecht nnen. Ein höhnisches Lachen war die Antwort

auf mein inständiges Bitten. Arnold Bertram hatte Mühe, den Sturm zu beschwichtigen, der sich erhob ... Wir, die Zwillingsbrüder, standen uns mit geballten Fäusten einander gegenüber ...

— O, wie traurig! rief Aurelie. Und dies geschah in Gegenwart eines bürgerlichen Menschen? Diese Schmach hätten Sie der Aristokratie nicht zufügen sollen. Ich fühle die Röthe der Scham auf meinen Wangen, das Blut steigt mir in den Kopf bei dem Gedanken an die gräfliche Verirrung ...

— Nennen Sie es nicht so, Tante; ich trat für das Glück meines Herzens auf, für alle Schätze, die mir heilig sind! Wer kann, wenn diese bedroht werden, ruhig bleiben?

— Noch giebt es einen ehrenvollen Ausgleich durch Waffen ... Das Duell ist der Schiedsrichter zwischen streitenden Edelleuten ...

— Dies durften wir nicht wählen.

— Warum nicht?

— Aus Rücksicht auf den alten Vater, der kaum von einer schweren Krankheit genesen war.

— Was wurde denn nun beschlossen?

— Arnold Bertram schlug das Loos vor.

— Ein romantisches Auskunftsmittel! Vetter

hätten Sie mich doch früher um Rath gefragt! Doch erzählen Sie weiter, ich bin gespannt auf den Schluß.

— Wir kamen überein, unter allen Umständen den Vater zu schonen und als gute Söhne zu handeln. Es ward also Folgendes festgesetzt: Wer das Loos zieht bewirbt sich um Gabrielen und heirathet sie; wer das schwarze erhält, tritt zurück. Der Gewinner bleibt so lange in dem Besitze der reizenden Frau bis unser Vater stirbt. Drei Tage nach dem Tode des alten Grafen von Ravenstein erschießt sich der Gemahl Gabrielen's ...

— Herr Gott im Himmel!

— Da haben Sie ein amerikanisches Duell, wie es in unserer Zeit häufig vorkommt.

— Und was geschieht, fragte Aurelie, wenn der Gemahl todt ist?

— Dann kann der überlebende Bruder sein Glück versuchen. Dieser Pact ward feierlich beschworen und Arnold Bertram sollte die Ausführung überwachen. Wir zogen die Loose ... ich erhielt das schwarze. Noch einmal bat ich Otto, mir seinen Platz einzuräumen, ich wollte ihm dafür das ganze gräfliche Vermögen abtreten ... er schützte seine Liebe vor, sein bereits vorgerücktes Verhältniß zu Gabrielen, die

ihn wieder liebe, und dann trennten wir uns, nachdem er mir gedroht hatte, mich empfindlich zu bestrafen, wenn ich eine ihn kompromittirende Annäherung an seine Braut versuchte. Da das Loos entschieden hatte, mußte ich mich fügen. Ich glaubte indeß immer noch nicht, daß Otto sich verheirathen würde; der Winter verfloß und immer noch ließ die Anzeige von der Vermählung auf sich warten. Der Vater, bei dem ich mich aufhielt, sprach nie von Otto, und ich hütete mich wohl, des Bruders zu erwähnen, der sowohl dem Vater als mir Noth und Sorgen bereitete. Sein Ausscheiden aus der Armee hatten wir erfahren, nichts weiter; wir wurden auch von den Gläubigern nicht mehr belästigt, die früher oft Zahlung verlangten. Der Vater behandelte mich mit jener Sorgfalt, die man dem letzten übrig gebliebenen Kinde angedeihen läßt; wie ein Mann, der täglich den Tod erwartet, hatte er alle Verhältnisse wohl geordnet, so daß ich in meiner Eigenschaft als Haupterbe nicht angefochten werden konnte. Die Ruhe, die nun eingetreten, that dem alten Manne wohl; seine Gesundheit kräftigte sich und sein Lebensmuth kehrte wieder. Im Frühling brachte ich ihn in ein Bad; der Aufenthalt dort war mir langweilig; ich konnte mich an die Monotonie des Badelebens nicht gewöh-

nen ... um mich zu zerstreuen, aber auch von Gabrielen etwas zu hören, reiste ich nach der Residenz ... ich wollte nicht im Fremdenblatte genannt sein und suchte die Tante auf, die mich in ihrem Häuschen freundschaftlich empfing ... Gestern führte mich der Zufall an dem Dome vorbei ... ein prächtiger Brautzug hielt vor dem Portale ... ich trat in das Gotteshaus und ward Zeuge der Trauung Gabrielen's mit meinem Bruder. Erlassen Sie mir die Schilderung meiner Gefühle; war es auch Thorheit, an die Resignation meines Bruders zu glauben, ich hatte daran geglaubt, und das Erblicken der wunderbar schönen Braut, die ich hätte besitzen können, brachte mich fast um den Verstand. Nach der Trauung war mir, als ob ich ein armer, von der ganzen Welt verlassener Mann wäre, der nur Ruhe im Tode finden kann. Der Gedanke an Selbstmord erwachte wieder in mir ... Ich durchirrte die Straßen und die Umgebung der Stadt .... Gegen Abend kaufte ich mir ein Pistol, dann eilte ich nach der Villa des Bankiers, in der, wie ich gehört hatte, die Hochzeit gefeiert wurde ... Das glückliche Brautpaar sollte meinen Leichnam im Parke finden ... O, ich weiß nicht mehr, was Alles geschah ... Mitten in der Nacht stand ich auf einem Rasenplatze, da sah ich das Brautpaar am Fenster

... wie ein Trunkener schwankte ich zu dem nächsten Gebüsche ... ich feuerte das Pistol ab und sank besinnungslos zusammeu ... Die Kugel hatte mich nicht getroffen, ich erwachte bald wieder und hörte die Ballmusik in der Villa. Eine Art Schaamgefühl keimte in mir auf; ich raffte mich empor und verließ den Park, als ich Schritte und Stimmen hörte, die sich dem Gebüsche näherten. Die frische Morgenluft that mir wohl, und je weiter ich mich von der verhängnißvollen Villa entfernte, je klarer ward mir die Besinnung ... Da stieg die Sonne empor, Wärme und Licht auf die Erde strahlend ... Ich schämte mich des Versuchs zum Selbstmord und beschloß, mich Ihnen zu entdekken, denn Einer Seele mußte ich mich aussprechen, die Last, die mir auf dem Herzen lag, war zu groß. Habe ich auch gelobt, das Geheimniß zu bewahren ... Schmerz und Haß sind furchtbare Gefühle, sie machen mich zum Verräther. Jetzt, Tante, wissen Sie Alles!

Julian war so erschöpft, daß er sein Haupt in das Kissen des Sopha's legen mußte.

— Armer Vetter! rief seufzend die Wittwe. Sie haben eine schreckliche Nacht gehabt, die Ihnen den Tod hätte bringen können. Der Himmel will nicht, daß Sie sterben, darum hat er den Schuß vereitelt und Ihnen den Gedanken eingegeben, mit mir

Rücksprache zu nehmen. Ich verpflichte mich, Ihnen nicht nur die Gemüthsruhe wiederherzustellen, sondern auch Sie zu einem glücklichen Gatten zu machen. Gabriele ist nicht die einzige Schönheit auf der Erde, ich kenne aristokratische Frauen, die in jeder Beziehung die Tochter des Bankiers überragen. Darüber, daß Sie jetzt das Schweigen gebrochen haben, machen Sie sich keine Vorwürfe, denn ich behaupte fest: Otto wird sein Gelübde ebenfalls nicht halten ...

— Wie?

— Er denkt nicht daran, sich nach dem Tode des Vaters zu erschießen.

— Dann schieße ich ihn nieder! fuhr Julian wild auf.

— Und was haben Sie davon?

— Meine Rache ist gekühlt.

— Aber auch das Gesetz wird Sie bestrafen, lieber Vetter.

— Bah, das Gesetz ... es ist ein Ehrenhandel, und zwar zwischen Brüdern.

— Sie werden schon bis dahin anders denken, zumal wenn Ihnen Gabriele gleichgültig geworden ist.

Der Graf erhob sich und starrte die Wittwe an.

— Gabriele soll mir gleichgültig werden? fragte er verwundert.

— Wie sie es verdient.

— Nie, nie! entgegnete Julian energisch.

— Und doch, Vetter!

— Ich heirathe die Wittwe meines Bruders.

— Hoffen Sie denn wirklich auf Otto's Tod?

— Meine Liebe ist ewig wie die Seele, die in mir wohnt.

Aurelie lächelte.

— Vetter, Sie sind ein guter Mensch, aber auch ein wenig Phantast. Wenn Sie den Vorsatz nicht aufgeben, die Wittwe Ihres Bruders zu heirathen, der noch in Fülle der Gesundheit lebt, so bedürfen Sie weder meines Rathes noch meiner Hülfe. Was soll ich denn in diesem Falle thun? Sie warten geduldig bis der Vater stirbt und der Bruder sich erschießt ... Beides kann sich lange hinausziehen ... Ihre besten Jahre vergehen unter Hangen und Bangen ... Und kommt es zum Schlusse, so lacht Otto, der Lebemann, Sie aus. Die ganze Geschichte, die Sie amerikanisches Duell nennen, ist nur erfunden, um Sie hinzuhalten.

— Dann ist mein Bruder ein doppelter Schurke!

— Er macht sich über Sie lustig.

— O, diesen Gedanken ertrage ich nicht!

Julian trat hastig zu dem Fenster, schöpfte Luft und eilte durch das Zimmer.

— Vetter, Vetter! rief ihm die Wittwe nach.

Der Vetter hob die Hände zur Decke empor.

— Bin ich denn ein Narr? rief er im höchsten Affekte. Bin ich ein Knabe, mit dem man Possen treibt? Ich nehme die Sache ernst, furchtbar ernst, und das Duell soll im strengsten Sinne des Worts aufrecht erhalten bleiben.

Aurelie führte den Erregten zurück.

— Vetter, denken Sie sich, Sie wären der glückliche Gatte Gabrielens.

— Gut, ich will es denken.

— Sie gebieten über ein großes Vermögen, sind selig in dem Besitze Ihrer reizenden jungen Frau, die bis dahin vielleicht die Mutter eines lieblichen Kindes ist .... Werden Sie einer Marotte wegen all dieses Glück zerstören? Und wahrlich, ein Duell, wie Sie es eingegangen, ist eine Marotte. Kommt nun noch dazu, daß Otto seine Gattin liebt, so wird er sich wohl hüten, ihr das schwerste Leid zuzufügen, das sie treffen kann. Ich an Ihrer Stelle würde ganz anders verfahren.

Der Graf hatte die Wahrheit dieser Worte begriffen.

— Was soll ich denn thun? fragte er mit tonloser Stimme.

— Sie werden nicht nur die Schmach rächen, die Otto Ihrer Familie angethan, den Kummer, Ihrem alten Vater zugefügt, sondern auch den Betrug, den er Ihnen gespielt ... Seien Sie von diesem Augenblicke an kalt wie ein Fisch und sorglos wie ein Stein ... Warten Sie nicht auf den Tod des Vaters, warten Sie vielmehr auf die erste Gelegenheit, dem boshaften Otto einen empfindlichen Streich zu versetzen ... Sie schwingen dieselben Waffen, die er gegen Sie zu Ihrem Verderben gebraucht hat. Wollen Sie, der im Elend schmachtende, großmüthiger sein als Ihr in Seligkeit schwelgender Besieger? Auch Ihnen, dem Zwillingsbruder, muß ein Tröpflein von dieser Seligkeit zufallen .... Verstehen Sie mich denn nicht, gutmüthiger Tropf? Ruhen Sie, bis ich Sie zu Tische rufe und denken Sie über meine Worte nach. Mit Sentimentalität richten Sie nichts aus, Sie peinigen sich und mich, die ich Ihnen mit vollem Herzen zugethan bin. Zeigen Sie Ihrem übermüthigen Bruder, daß Sie ein Mann sind, der den Fluch der Lächerlichkeit von sich abzustreifen versteht. Gegen

Abend führe ich Sie zu einer Freundin, deren schöne und geistreiche Tochter Ihnen Unterhaltung und Zerstreuung gewähren mag. Ein Mann mit Ihren körperlichen und geistigen Vorzügen braucht nicht zu verzweifeln; er macht sein Glück bei den ersten Schönheiten der Residenz. Schlafen Sie nun, Sie wunderlicher Mann!

Die Wittwe versetzte ihm einen leichten Schlag auf die bleiche Wange und huschte wie ein junges Mädchen aus dem Zimmer.

Julian starrte lange vor sich hin, von Zeit zu Zeit lächelte er mit gräßlicher Bitterkeit.

— Sie hat Recht! flüsterte er Ein Weib muß mir sagen, daß ich Mann sein solle ... Und ich will es sein, um so mehr sein, als man mich für einen Tropf hält.

Die Müdigkeit übermannte ihn, er schlief bald ein.

Gegen zwei Uhr weckte ihn die Wittwe.

— Gut geschlafen? fragte sie heiter.

— Ich glaube es.

— Ah, Sie glauben es nur!

— Tante, ich habe über Ihren Vorschlag nachgedacht.

— Das ist mir lieb, Vetter. Nicht wahr, Sie wollen ein Mann sein?

— Ein Mann und ein Teufel.

— Natürlich ein aristokratischer Teufel ...

Sie führte ihn in die Laube, wo der gedeckte Tisch stand.

— Begnügen Sie sich mit dem, Vetter, was eine arme Wittwe Ihnen bieten kann ... die Speisen sind einfach, aber schmackhaft.

Julian nahm einige Banknoten aus seinem Taschenbuche, die er auf den Tisch warf.

— Nehmen Sie mich während der Kurzeit meines Vaters in Pension, Tante.

— Sie werden mir ein lieber Gast sein, ein Sohn, den ich mütterlich zu verpflegen gedenke. Es ist dies eine Pflicht, die ich meiner seligen Schwester schulde. Nun folgen Sie aber auch meinen Anweisungen ...

— Was habe ich zunächst zu thun?

— Sie pflegen Ihren Körper ... essen und trinken Sie.

Das Mittagessen war vorüber. Aurelie verbarg ihre Banknoten, deren jede eine hohe Summe repräsentirte. „Der Vetter, dachte sie lächelnd, ist doch nicht so geizig, als das Gerücht ihn macht; er ist vielleicht freigebig aus Verzweiflung. Mir gilt es gleich, wenn ich nur Vortheil ziehe.“

Der Graf schien ruhiger geworden zu sein; er rauchte eine Cigarre, schlürfte den Kaffee uud las in einem Anzeigeblatte, das er vorfand. Später zog er sich auf sein Zimmer zurück, um frische Toilette zu machen. Aurelie promenirte an dem Zaune hin; sie fand bald, was sie suchte: das Gesicht des Nachbars, das, in eine Rauchwolke gehüllt, zwischen den Blättern der Hecke sich zeigte. Nach den üblichen Grüßen murmelte der Hofrath geheimnißvoll:

— Sie haben Besuch?

— Ja, Herr Nachbar.

— Einen schönen jungen Mann ...

— Ah, er ist Ihren Blicken nicht entgangen!

— Zufall, Zufall, meine Beste! Ich bin nicht indiskret, forsche nicht nach den Familienvorgängen anderer Leute; mein Interesse für Ihre werthe Person kennen Sie ... nichtsdestoweniger enthalte ich mich des Spähens, das unter allen Umständen nicht edelmännisch ist.

Aurelie sah den Nachbar freundlich an. Dann senkte sie die Blicke und flüsterte:

— Was müssen Sie von mir denken?

— Nur Gutes, nichts als Gutes, Frau Nachbarin! Es ist unmöglich, Voraussetzungen zu hegen,

die irgendwie meine liebwerthe Frau Hauptmann kompromittirten.

— Kennen Sie den jungen Mann, der unter meinem Dache wohnt?

— Habe nicht die Ehre.

— Er ist der Sohn meiner verstorbenen Schwester ...

— Ah, ein Neffe!

— Von reinster aristokratischer Abkunft.

— Läßt sich denken.

— Julian Graf von Ravenstein.

Dem breiten Munde des Hofraths entströmte eine dichte Rauchsäule.

— Also der Bruder des Herrn Grafen, der sich gestern vermählt hat? fragte er erstaunt.

— Derselbe.

— Mache Ihnen mein Kompliment, Frau Nachbarin. Der Herr Graf waren gewiß Hochzeitsgast ...

— O, wie können Sie denken, Herr Nachbar ... Die bürgerliche Braut, der bürgerliche Schwiegervater ... mein Neffe desavouirt den Bruder, der sich so arg vergessen konnte.

— Freilich, freilich; es ist eine schreckliche Mesalliance, ganz angethan, die hochgräfliche Familie in die tiefste Trauer zu versetzen.

— Julian schämt sich, in einem Hotel abzusteigen.

— Und er hat Recht! Die Stadt ist voll von der glänzenden Hochzeit ... das Bürgerthum macht sich breit und die Aristokratie rümpft die Nase ... Incognito ist das Beste .... wenn der Graf doch einmal in der Residenz weilen muß ... unter allen Umständen das Beste.

— Familienangelegenheiten führten ihn zu mir ... Wir haben lange anf gespanntem Fuße gelebt ... Jetzt aber ist der Zwiespalt beseitigt, der Tod des Hauptmanns hat meinen Schwager versöhnlich gestimmt. Sie begreifen wohl, daß ich in der Wahl meines Umgangs äußerst vorsichtig sein muß.

— Nichts ist natürlicher als das.

— Ihnen habe ich mich anvertraut ...

— Ein Mann von Ehre mißbraucht das Vertrauen einer Dame nicht.

— Darum werden Sie die Anwesenheiten meines Neffen als Geheimniß bewahren ...

— Keine Seele erfährt ein Wort.

Die Wittwe reichte ihm die Hand. Christian von Löwenhorst küßte diese Hand.

— Frau Nachbarin! murmelte er leise.

— Was beliebt, Herr Nachbar?

— Ist es möglich, daß Sie mich Ihrem Neffen vorstellen?

Sie antwortete zögernd:

— Vielleicht!

— Ich möchte gern die Bekanntschaft eines Mannes machen, der aus einer von mir hochgeachteten Familie stammt, einer Familie, der auch Sie angehören. Ich bin der Letzte meines Namens, die Löwenhorst's sind bis auf meine Person ausgestorben ... Hätte ich noch Verwandte, ich würde es für eine besondere Ehre erachten, Sie, meine liebe Nachbarin, mit diesen Verwandten bekannt zu machen.

— Sie haben mein Wort ... ich werde den Grafen von Ravenstein vorbereiten.

Der Hofrath küßte dankbar noch einmal die fleischige Hand der Wittwe, die schüchtern flüsterte:

— Ich habe mich nun von Ihrem Wohlsein überzeugt und Ihnen die Aufklärung gegeben, die mein Stand als Wittwe nöthig machte. Es wäre mir schrecklich gewesen, wenn Sie Vermuthungen gehegt hätten ...

— O, ich vermuthe stets nur das Beste!

— Und ich glaube Ihrer Versicherung, Herr Nachbar.

— Sehen wir uns morgen früh wieder?

— Es ist mein sehnlichster Wunsch, daß unsere Beziehungen lebhaft werden und recht lange dauern.

Aurelie Lobau ging auf Umwegen nach dem Wohnhause zurück.

Der Hofrath bewegte sich langsam durch seinen Garten.

— Diese Entdeckung hat für mich Werth! murmelte er vor sich hin. Die Wittwe ist also mit dem Grafen von Ravenstein ausgesöhnt ... Ein wichtiger Akt! Der älteste Sohn des Grafen hat eine Mesalliance geschlossen, die ihn für immer seiner Familie entfremdet; da ist nun dieser Julian noch, der möglicherweise beseitigt werden kann, damit Aurelie ihren Schwager beerbt ... O, ich kenne die Verhältnisse genau! Christian, Du bist Diplomat gewesen, bist es noch ... vollbringe einen Meisterstreich und die reichen Besitzungen des alten Grafen fallen Dir zu. Meine feine diplomatische Spürnase hat längst herausgewittert, daß die Wittwe sich mir anzuschließen gedenkt, damit ich gemeinschaftlich mit ihr handle. O, ich verstehe und begreife Alles! Die Wittwe ist immer noch eine wünschenswerthe Person, eine Frau, die den Mann glücklich machen kann, zumal wenn sie erbt ... Auf, Christian, zeige, daß Du Diplomat bist ... Die vorliegende Mission bringt zwar keinen Orden, wohl

aber einige Millionen ein. Die ausgebreiteten gräflichen Güter werden noch mehr Revenüen liefern, wenn eine gewandte Hand sie verwaltet. Ich werde mich von diesem Augenblicke an mit der Affäre beschäftigen.

Gegen Abend verließ die Wittwe ihren Garten in Begleitung des Neffen, der träumend ihr zur Seite ging. In demselben Augenblick trat auch der Hofrath aus der Gitterthür seines Besitzthums; er grüßte respektvoll, schloß die Thür mit der Sorgfalt eines Mannes, der stets fürchtet, bestohlen zu werden, und schritt der Stadt zu. Wir treffen ihn eine Stunde später in einem Kaffeehaus, dessen tägliche Gäste größtentheils aus Offizieren bestanden. Ruhig saß er an einem Marmortischchen, rauchte, trank Thee und las die Coursberichte.

— Herr Hofrath! flüsterte ihm eine Stimme zu.

Der Angeredete sah auf.

— Herr Lieutenant Bertram! rief er.

— Ich suche Sie!

— Was steht zu Diensten?

— Der Lieutenant ließ sich nieder.

— Wollen Sie mir ein Viertelstündchen Gehör geben? fragte leise der Offizier.

— Gern.

— Wir sind zufällig allein, es hört uns Niemand.

— Sprechen wir so leise als möglich.

Arnold Bertram begann:

— Ich komme im Auftrage meines Freundes, des Grafen Otto von Ravenstein.

— Ah, des Glücklichen, der eine reiche Braut heimgeführt hat.

— Sie besitzen einen Wechsel meines Freundes ...

— Ich besaß ihn, Herr Lieutenant.

— Wie? Haben Sie das Papier verkauft?

— Das wäre gegen die Verabredung, Herr Lieutenant; ich halte stets mein gegebenes Wort.

— Wo aber ist der Wechsel?

— In bester Ordnung eingelöst, das Geschäft ist glatt, gebe dem Herrn Grafen neuen Kredit, wenn er ihn beansprucht ... er wird übrigens in die Verlegenheit nicht kommen, da die Gattin ...

— Wer hat den Wechsel eingelöst? fragte Bertram hastig.

Der Hofrath lächelte und rauchte.

— Nun, wer anders als der reiche Schwiegervater?

— Das ist mehr als voreilig!

— Was? fragte ernst der Wucherer.

— Hat Herr Roland das Papier verlangt?

— Nein, ich habe es ihm einfach vorgelegt und er hat gezahlt, ohne eine Miene zu verziehen. Es ist ja völlig gleich, ob er seiner Tochter das Geld gibt, oder die Schulden seines Schwiegersohns bezahlt, die nach der Hochzeit doch bezahlt werden müssen. Herr Roland kann seinen Schiegersohn doch nicht in das Schuldgefängniß führen lassen. Das wäre eine unerhörte Blamage für den reichen Bankier. Sie wissen wohl, daß ich es stets gut gemeint mit dem Herrn Grafen ... Wie oft habe ich seine Wechsel prolongirt, wie oft habe ich ihm kleine Beträge auf Handgelöbniß geliehen ... Und ich kannte sein Zerwürfniß mit dem Vater ...

— Sie hätten, Herr Hofrath, zuvor mit dem Grafen Rücksprache nehmen müssen, ehe Sie seinen Wechsel dem Bankier präsentirten.

Löwenhorst legte seine breite Hand auf die Achsel des Offiziers.

— Mein bester Herr Lieutenant, Ihr Freund ist der Schwiegersohn des Bankiers, und wird es bleiben, auch wenn noch ein Dutzend Wechsel einlaufen. Ich habe das Mögliche gethan, indem ich bis nach der Hochzeit wartete ... der Wechsel war ja längst verfallen ... Glauben Sie mir, Roland war auf die Zahlung vorbereitet, und er wird ohne Zweifel noch

mehrere der Papiere einlösen müssen, da die Gläubiger des Schwiegersohns sich nun mit Ungestüm melden werden.

— Dies zu vermeiden habe ich Sie aufgesucht.

— Wie?

— Vor der Hand dürfen dem Bankier Wechsel nicht präsentirt werden. Sie begreifen wohl die Nothwendigkeit, ohne daß ich Ihnen spezielle Gründe dafür angebe.

Der Hofrath hatte es schon begriffen, es verrieth dies der Ton, in dem er murmelte:

— Ah so!

— Der Graf selbst wird in den nächsten drei Monaten die Zahlung bewirken.

Löwenhorst sah bedeutungsvoll zur Seite.

— Und nun wollen Sie, daß ich gewisse Wechsel aufkaufe . . .

— Damit sie in der Hand eines sicheren Mannes sind, eines Mannes, der die Verhältnisse zu würdigen weiß. Der Graf hat Feinde, die ihn um die reiche Frau beneiden . . .

— Natürlich, natürlich!

— Man ist bemüht, Zwiespalt in der Familie zu erregen, und den Schwiegersohn als einen leichtsinnigen Verschwender hinzustellen . . . Sie, Herr Hof-

rath, wissen, warum mein Freund Schulden machen mußte ...

— Weil der Vater ihn im Stiche ließ.

— Und der eigene Bruder ihn verfolgte. Derselbe Bruder läßt es jetzt sich angelegen sein, dem jungen Ehemanne Verdrießlichkeiten zu bereiten; er begnügt sich nicht damit, ihn aus der Gunst des Vaters verdrängt zu haben, damit er, Julian, Universalerbe werde, nein, die Verfolgungen dauern immer noch fort. Otto ist zu stolz, um sich zu rächen; er will nur seinen Feinden würdevoll entgegentreten ...

— Genug, Herr Lieutenant! Nennen Sie mir den Betrag der Wechsel.

Bertram überreichte ihm ein Papier.

— Hier sind die Namen der Inhaber und die Summen, um die es sich handelt.

Der Hofrath hatte die kleine Liste geprüft.

— Gut, ich werde interveniren, denn der Schwiegersohn Rolands ist ein sicherer Mann; wäre er es auch nicht, so würde ich schon aus Rücksicht auf den alten Grafen das Geschäft übernehmen.

— Zählen Sie auf Otto's Dankbarkeit.

Löwenhorst machte stolz eine Bewegung mit der Hand.

— Ich berechne einfach die gesetzlichen Zinsen,

nichts weiter. Auf diese Weise bleibt dem Verstoßenen die Aussicht, sich die Gunst des alten Vaters wieder zu erwerben.

— Ganz recht, Herr Hofrath, Julian von Ravenstein ist mehr ein überspannter, als ein tückischer Mensch, Otto wird ihn mit der Zeit zur Raison bringen, und wenn der alte Graf seine Schwiegertochter kennen lernt, verschließt er den Verleumdungen sicher sein Ohr, zumal wenn die finanziellen Wirren auf subtile Art geordnet sind.

— Sie werden morgen geordnet sein, verlassen Sie sich darauf.

— Wahrhaftig, Herr Hofrath?

Hier ist meine Hand.

— Sie werden der Wohlthäter meines Freundes sein.

— Sagen Sie ihm, daß ich ihn immer noch schätze.

— O, er wird sich freuen ...

— Und mit dem Herrn Julian suchen Sie sich zu verständigen ...

— Wüßte ich ihn nur zu finden! rief der Lieutenant.

— Ich kann Ihnen sagen, wo er sich aufhält.

— Sie, Herr Hofrath?

— Glauben Sie deßhalb nicht, daß ich zu dem Manne in Beziehung stehe; der Zufall hat ihn zu meinem Nachbar gemacht ... Julian von Ravenstein wohnt bei seiner Tante, der Hauptmannswittwe Lobau ...

— Ist's denn möglich!

— Benutzen Sie diese Notiz, die ich Ihnen gern gebe. Das Geschäft, das Sie vertrauensvoll in meine Hand gelegt, bleibt Geheimniß ... Sie sehen, ich bin ein gefälliger Mann, und widerlege durch meine Handlungen, daß ich den Wucher nicht minder hasse als die Indiskretion. Der Aristokrat, der gezwungen ist, seiner Würde Rechnung zu tragen, geräth zuweilen in mißliche Verhältnisse ... dann ist es besser, er wendet sich an seine Standesgenossen, als an bürgerliche Beutelschneider.

Der Lieutenant pflichtete dem Aristokraten bei, besprach mit ihm die Einzelnheiten des geschäftlichen Arrangements und entfernte sich.

— Vortrefflich! dachte der Hofrath. Ich müßte ein schlechter Diplomat sein, wollte ich hier nicht Unrath wittern; mit den Wechseln, die dem Bankier nicht präsentirt werden dürfen, muß es eine eigne Bewandtniß haben. Der junge Graf, ein Lebemann vom reinsten Wasser, dessen Kredit in letzter Zeit stark

erschüttert war, hat vielleicht zu unerlaubten Mitteln gegriffen, um sich Geld zu verschaffen. So wird es sein. In diesem Falle erhalte ich eine furchtbare Angriffswaffe, die mir einen bequemen Weg zum Ziele bahnt. Ist es anders, so bleiben die Wechsel immer gut, ich werde einen Verlust nicht erleiden. Die Einmischung in die gräflichen Familienverhältnisse kommt mir zu statten ... Nach dem ersten Schritte werde ich festen Fuß fassen, und als geübter General den Bruderkrieg leiten. Frau Aurelie wird mir als Adjutant zur Seite stehen.

Auf dem Rückwege besuchte er schon einen der bezeichneten Wechselinhaber, den er für den morgenden Tag in seine Wohnung beschied; er sei, fügte er hinzu, beauftragt, die Schulden des Grafen zu bezahlen. Gegen neun Uhr saß der Diplomat, der sich ein großes Vermögen erschwindeln wollte, unter dem Vordache seines Landhauses, rauchte aus der Meerschaumpfeife und trank Limonade, die der alte Bediente ihm bereitet hatte. Elias, so hieß der einzige Domestik des Hofraths, saß auf einem Feldstuhle neben der Thür und schlief; er trug eine erbsfarbene Livree mit dunkelblauen Aufschlägen und weißen Knöpfen; seine dunkelrothe Weste war mit Silbertressen besetzt. Die Hosen von schwarzem Manchester reichten nur bis an

das Knie; hier begannen Gamaschen von derselben Farbe und demselben Stoffe, aus dem der Frack gefertigt war. Elias hatte die Füße ausgestreckt und die Arme gekreuzt; das spitze Kinn seines hageren Gesichts hing auf die Brust herab. Die Dämmerung erlaubte noch zu erkennen, daß der Bediente einen fast kahlen Kopf hatte; das spärliche graue Haar, das im Nacken wurzelte, lag in dünnen Strängen auf dem glänzenden Schädel, der schmal und eckig war.

Der Hofrath saß schon seit einer halben Stunde schweigend und rauchend. Elias, der wußte, daß er die stillen Betrachtungen seines Herrn nicht unterbrechen durfte, war der Schwüle des Abends erlegen und eingeschlafen. Der arme Mann hatte im Laufe des Tages weite Wege zu machen gehabt, hatte Mahnbriefe ausgetragen und Geld eingezogen. Löwenhorst und Elias, beide Junggesellen, wirthschafteten schon lange miteinander, Einer hatte sich in den Andern hineingelebt, wie Elias zu sagen pflegte, wenn er die Vorzüge seiner Stellung pries. Es gehörte zu den Eigenheiten des Alten, der fünf bis sechsundfünfzig Jahre zählen mochte, daß er sich bei jeder passenden Gelegenheit den Sekretär des Herrn Hofraths nannte. Er war es auch in Bezug auf die Geldgeschäfte, die alle durch seine Hände gingen. Die Offiziere nannten ihn

den hofräthlichen Figaro. Auch dieses Prädikat hatte seine Begründung, denn Elias barbirte den Hofrath, er war, bevor er Bedienter geworden, Barbier gewesen.

— Elias! rief plötzlich der Hofrath.

Der Schläfer zuckte leicht zusammen.

— Haben Sie gerufen? fragte er mit einer dünnen Tenorstimme, ohne sich zu bewegen.

— Ich habe gerufen, mein Bester.

— Was beliebt, gnädiger Herr?

— Du hast mir noch nicht gesagt, ob die Nachbarin heimgekehrt ist.

In diesem Augenblicke ließ sich aus der Ferne der Ton einer Klingel vernehmen.

Elias hatte sich erhoben; er war mindestens um einen Kopf länger, als sein Herr. Die Schleife der weißen Kravatte, die er nachlässig am Halse trug, hatte sich bis in den Nacken verschoben. Er lächelte wie ein Satyr, indem er flüsterte:

— Jetzt kommt die schöne Dame zurück, die Gartenthür geht.

— Hältst Du wirklich die Hauptmannswittwe für schön?

— Das will ich meinen! Ich habe sie heute in der Nähe gesehen ... sie ist eine statttliche Frau.

— Wo und wann hast Du sie gesehen? fragte der Hofrath phlegmatisch.

— Als ich gegen Abend aus der Stadt kam, begegnete sie mir mit dem Grafen v. Ravenstein.

— Mit dem Grafen?

— Mit demselben, dem ich oft Mahnbriefe gebracht habe, als er noch Lieutenant war. Heute trug er Civilkleider, die ihm gut standen.

Löwenhorst lächelte; er gab indeß keinen Aufschluß über die Verwechslung.

— Wohin gingen die Beiden? fragte er ruhig weiter.

— Zu der Präsidentin von Bärenclau, die dort unten am Teiche wohnt.

— Ah, eine feine aristokratische Dame! Die Nachbarin hat einen gewählten Umgang . . .

— Auch Sie, gnädiger Herr, haben ja früher die Präsidentin oft besucht.

Jetzt blies Löwenhorst in die Pfeife, daß die Funken aus dem Meerschaumkopfe flogen.

— Ja, ja! murmelte er. Ich fand keinen Gefallen mehr an dem Umgange . . .

— Die Präsidentin hat eine sehr schöne Tochter! meinte Elias.

— Die reizende Albertine.

— Wäre der Graf von Ravenstein nicht verheirathet, ich würde vermuthen, daß die Nachbarin für ihren Begleiter eine Frau suchte ... Aeltere Damen befassen sich gern mit Geschäften dieser Art.

— Die Präsidentin, murmelte Löwenhorst, hat kein eignes Vermögen; sie lebt eingezogen von der kleinen Pension, die ihr der Staat zahlt.

Elias sprach seine Verwunderung darüber aus, daß der neuvermählte Graf ohne seine junge Frau Besuche abstatte; er hatte das, was sich schickt, in der langen Dienstzeit kennen gelernt. Dann sprach er von der Pracht, mit der die Trauung vollzogen, und knüpfte daran Betrachtungen über den Reichthum des Bankiers Roland. Elias kannte alle bemerkenswerthen Ereignisse in aristokratischen Kreisen, er wußte über Krankheiten, Sterbefälle, Wechselarreste, Trauungen und Kindtaufen stets die genaueste Auskunft zu geben. Mit seiner Spürnase witterte er die Liebschaften aus, und je nach den Verhältnissen prophezeite er ein glückliches Zustandekommen der Verbindung, oder er erklärte die Liaison für eine fruchtlose Liebelei. Meldete sich ein neuer Kundmann, der die Kasse des Hofraths in Anspruch nehmen wollt, so erforschte Elias die Verhältnisse und den Charakter desselben, und sein Ausspruch entschied, ob das Geschäft gemacht

werden sollte oder nicht. Elias war seinem Herrn unentbehrlich, und dieser schätzte ihn als ein unbezahlbares Kleinod, natürlich ohne es sich merken zu lassen.

4.

Die jungen Gatten.

Flitterwochen! Welch ein wunderbar schönes Wort! Die Liebenden, die in den Stand der heiligen Ehe zu treten gedenken, sehnen sich darnach wie nach dem gelobten Lande, in dem Milch und Honig fließt, längst verheirathete Leute denken an jene Zeit mit Wonne zurück und schwelgen in der Erinnerung, gleichviel ob ihre Ehe eine glückliche oder unglückliche geworden ist. In den Flitterwochen ist noch Alles neu und das Neue hat stets einen besonderen Reiz; aber wehe, wenn sich nur als Schimmer herausstellt, was man für Kern gehalten hat, wenn der innere Gehalt den Hoffnungen nicht entspricht, die man daran geknüpft. . . die Flitterwochen sind der Probirstein der Ehe. . . sie können zum Vorhofe des Paradieses, sie können aber auch die Schwelle werden, die den Himmel von der Hölle trennt.

Graf Otto von Ravenstein und Gabriele hatten

die beiden ersten der Flitterwochen hinter sich; sie waren mehr als zufrieden mit einander, da nichts ihre Hoffnungen getäuscht .... Die Liebe Beider schien noch zärtlicher, noch intensiver geworden zu sein, und jeden Augenblick, den sie nicht mit einander verbrachten, hielten sie für einen Raub an ihrem Leben, an ihrem Glücke. Die Gattin zweifelte nicht daran, daß Otto sie aus wahrer Liebe gwählt habe, und der Gatte war fest überzeugt, daß Gabriele sich nicht durch Rang und Titel habe bestimmen lassen, ihm die Hand zu reichen.

In der Villa, die von den jungen Gatten allein bewohnt ward, herrschte ein völlig aristokratischer Ton; man hätte glauben mögen, ein fürstliches Paar halte hier Hof. Die Domestiken erschienen in neuen Livreen, auf deren Knöpfen das gräfliche Wappen prangte, der Kammerdiener des Grafen trug stets einen schwarzen Frack und weiße Binde, und die Zofe der Gräfin zeigte sich schon am frühen Morgen in der geschmackvollsten Toilette. In dem Stalle standen die ausgesuchtesten Racepferde und in der Remise glänzten die elegantesten Wagen. Der Bankier hatte verschwenderisch die Summen zur Anschaffung dieser Luxusgegenstände bewilligt.

Wir wohnen dem Lever der jungen Gräfin bei.

Es ist sieben Uhr Morgens. Das prachtvollste Sommerwetter verklärt die Villa und den Park. Gabriele, in einen Mantel von gelber Seide gehüllt, tritt aus dem Schlafgemache in das Boudoir, das bereits völlig geordnet ist. Der köstliche Raum spottet aller Beschreibung, er ist wahrhaft königlich eingerichtet. Lächelnd sieht die junge Dame sich um ... sie gewahrt frische Blumen, die reizend geordnet auf dem Schreibtische stehen.

— Otto ist schon hier gewesen! flüsterte sie. Er selbst hat diese Blumen gepflückt, die schönsten des Gartens.

Eine schmucke Zofe, frisch wie der junge Morgen, trat rasch ein.

— Guten Morgen, gnädige Frau!

Die Zofe verneigte sich mit dem Anstande einer Ballettänzerin.

— Guten Morgen, Henriette!

Jetzt küßte Henriette die schimmernd weiße Hand ihrer Gebieterin. Dann fragte sie lächelnd:

— Haben die gnädige Frau gut geruht?

Gabriele nickte zufrieden mit dem Köpfchen, das von einer reizenden Morgenhaube bedeckt ward.

— Ich möchte die erste Toilette machen.

— Zu Befehl.

— Wird der Tag warm werden?

— Es ist schon warm, gnädige Frau.

— So werde ich mich in Battist kleiden.

Henriette schlüpfte in das Nebenzimmer.

Die Gräfin stand am Fenster.

— Dort geht Otto, flüsterte sie freudig erregt; er promenirt ganz allein, um an mich zu denken. Wie stattlich und schön er ist ... ein echter Mann und Offizier! Sein Charakter entspricht dem Aeußern ... brav, bieder und edel ... Ach Gott, wie danke ich Dir für das Glück, das Du mir beschieden, für das unschätzbare Glück, diesem Manne anzugehören. Ach, und ich liebe ihn je mehr, je näher ich ihn kennen lerne.

Sie winkte mit einem weißen Tuche durch das offene Fenster.

— Er sieht mich nicht, rief Gabriele verdrießlich. Da geht er unter den großen Bäumen hin und starrt düster zu Boden ... so sollte ein junger Ehemann nicht aussehen. Die Gedanken, die ihn beschäftigen, müssen ihn trübe stimmen .... habe ich Anlaß dazu gegeben? Kann er sich über mich beklagen?

Die Zofe war zurückgekehrt.

— Befehlen Sie, gnädige Frau, daß die Toilette beginne?

— Ja, ja! Warte nur einen Augenblick noch.

Sie beobachtete den Grafen, bis er in der langen Kastanien-Allee verschwand.

— Er muß doch nicht ganz glücklich sein! flüsterte sie leise vor sich hin. Vielleicht peinigt ihn das räthselhafte Verschwinden meines Brautkranzes ... Wenn es doch Vorbedeutungen gäbe, die Tante Sabine hinwegleugnet ... Ich werde meinen Mann aufsuchen. Henriette!

— Sie befehlen, gnädige Frau?

— Beeile Dich mit meiner Toilette.

— Soll geschehen.

— Ich will in den Garten hinab.

— Zehn Minuten genügen ...

— Das ist zu lange; ich brauche keinen Putz, magst das Versäumte später nachholen.

Die junge Frau warf sich auf einen Sessel.

Betrachten wir die Zofe, die mit geübten Händen die Toilette begann.

Henriette war ein schön gewachsenes Mädchen von achtundzwanzig Jahren; voll und üppig waren Schultern, Busen und Arme, die ein sehr dünner Flor leicht verhüllte. Ihre Taille war schlank und elegant. Das volle blonde Haar war nach der neuesten Mode coiffürt, es bildete den hübschesten Wellenschei-

tel, der sich denken läßt. Und wie zart und weiß war ihr Teint ... die leichte Röthe auf den runden Wangen hätte man für Schminke halten mögen ... vielleicht war sie es auch, denn Henriette kannte alle kosmetischen Mittel, die zur Conservirung weiblicher Schönheit erfunden sind. Werthvollen Schmuck trug die Zofe nicht; sie begnügte sich mit einfachen Bändern und einer Halsschnur von Korallen. Das lichtblaue Kleid von leichtem Sommerstoffe stand ihr vortrefflich. Und klein und niedlich, wie die Hand an dem fleischigen runden Arme, war das Füßchen, das in grauen Sommerstiefeln stak. Wäre ihr Stumpfnäschen nicht ein wenig zu breit gewesen, und das Kinn ein wenig zu kurz, man hätte Henrietten für eine zweite Marton halten können. Wir fügen hinzu, daß sie fertig französisch und correct deutsch sprach, ein Beweis von guter Bildung. Alle ihre Bewegungen waren leicht und nobel, wie die einer Salondame; ihr Lächeln zeigte von Geist und ihr Auge, das hellblaue, von Intelligenz. Sabine hatte diese Zofe engagirt, weil sie wollte, daß die junge Gräfin wahrhaft gräflich bedient werde.

Noch waren nicht zehn Minuten verflossen, als die Künstlerin die Toilette ihrer Herrin vollendet hatte. Das schöne Haar Gabrielens war vollständig geord-

net und ein schneeweißer Battistoberrock, mit rothen Schleifen besetzt, hüllte frisch die reizenden Glieder ein.

— Henriette!

— Fehlt noch etwas?

— Einen großen Strohhut.

— Hier ist er, gnädige Frau.

Und die Zofe setzte den feinen Hut auf das Köpfchen der Herrin, indem sie zugleich das rothe Band zur Schleife formte. Gabriele warf einen Blick in den Spiegel ...

— Vortrefflich! rief sie.

— Hier ist der Sonnenschirm.

— Du denkst doch an Alles.

— Wo befehlen Sie das Frühstück, gnädige Frau?

— Der Morgen ist so schön ... in der Lindenlaube wird es kühl sein ... Laß in der Laube decken.

Gabriele trat noch einmal an das Fenster; sie sah nach allen Richtungen durch den Garten; der Graf war verschwunden.

— Ich werde ihn schon finden, dachte die Gattin; er soll mir Rede stehen und den Grund seines trüben Sinnes bekennen.

Sie verließ das Boudoir und eilte in den Garten hinab.

Jetzt stand Henriette am Fenster; sie sah malitiös lächelnd der jungen Frau nach, die leicht wie ein Sylph die Kastanien-Allee hinabschwebte und zwischen den riesigen Stämmen der alten Bäume verschwand.

— Ein reizendes Weibchen! flüsterte sie vor sich hin. Bildschön und steinreich ... der Graf ist zu beneiden. Und doch ...

Henriette unterbrach sich.

— Ich will nicht urtheilen, rief sie nach einer Pause. Die Verhältnisse kümmern mich nicht, ich habe nur meine Pflicht zu erfüllen. Vielleicht kommt die aufgeschobene Reise doch noch zu Stande ... mir ist es recht, das Glück der Flitterwochen gönne ich den jungen Leuten. Du lieber Himmel, ich hatte ja auch einmal Aussicht, Frau zu werden ... Nein ich will mir die Laune nicht verderben ... Die Männer alle sind schlecht, darum halte ich es mit den Frauen. Aber die Flitterwochen müssen doch schön sein. Ach, es dauert nicht lange mehr und ich trete in das sogenannte alte Register ... als Zofe, als Dienerin ... Armuth und Alter sind gräßlicher als Häßlichkeit!

Nun trat sie vor den Spiegel und musterte ihre Toilette; dann hüpfte sie in die Küche und bestellte das Frühstück.

Gabriele hatte lange Zeit den Garten durchsucht; der Graf zeigte sich nirgends.

— Er ist wohl in das Haus zurückgekehrt! dachte sie.

Noch einmal ging sie zu dem Teiche; dort lagen die beiden Gondeln und dort am Rande des Schilfs schwammen ruhig die Schwäne. Die klare Sonne ließ den Wasserspiegel erglänzen, als ob er von Silber wäre.

— Auch hier ist er nicht! flüsterte Gabriele traurig. Wäre er zur Villa gegangen, so hätte ich ihn doch sehen müssen ... vielleicht hat er einen versteckten Weg gewählt.

Die Sehnsucht trieb sie zur Eile an; sie schlug einen Weg ein, der sie durch schattige Büsche führte. Auf einem der Beete arbeitete ein Gärtner.

— He, lieber Freund!

Der Arbeiter erhob sich und zog ehrerbietig die Mütze.

— Was befehlen Sie, Frau Gräfin?

— Ich vermuthe, daß der Graf in dieser Gegend des Gartens promenirt ...

— Ja, ja ...

— Ist er hier?

— Ich habe den gnädigen Herrn gesehen. Er ging hier vorbei und trat in den Pavillon.

Gabriele erschrak.

— In den Pavillon?

— Gewiß, gnädige Frau.

— Haben Sie auch recht gesehen?

— Ei, das will ich meinen! rief der Gärtner. Den gnädigen Herrn erkenne ich auf hundert Schritte. Ob er den Pavillon schon wieder verlassen hat, weiß ich nicht! daß er aber hineingegangen, weiß ich sehr genau.

— Ich danke, lieber Freund!

Der Gärtner sah der jungen Frau verwundert nach.

— Der Pavillon scheint die Dame zu erschrekken, murmelte er vor sich hin. Und doch ist er das lieblichste Plätzchen im ganzen Parke ... Ah, ich vermuthe, die jungen Eheleute treiben vielleicht einen Scherz! Sie leben ja noch in den Flitterwochen, da kommt so etwas noch vor. Der Graf ging recht nachdenkend hier vorüber, er hat nicht einmal bemerkt, daß ich ihn gegrüßt habe. Seine schöne Frau wird er wohl bemerken, wenn sie sich zeigt. Da sind die Jalousieen an dem Pavillon noch geschlossen ... ich habe sie auf Befehl des Obergärtners zumachen müs-

sen ... ob ich sie öffne? Nein, es würde sich jetzt nicht schicken, auch habe ich keine Weisung dazu erhalten ...

— Er ergriff die Hacke und setzte die Arbeit fort.

— Gabriele erreichte den Pavillon.

— Es ist doch seltsam, dachte sie, daß Otto gerade diesen Ort wählt! Wir haben ihn gemieden, um die Erinnerung an den wunderbaren Raub meines Brautkranzes nicht heraufzubeschwören, und Otto selbst stimmte dafür ... jetzt sucht er in trüber Stimmung den für uns Beide schrecklich gewordenen Ort auf ... der Gärtner kann sich auch wohl getäuscht haben ...

Sie umschritt einen blühenden Rosenstock und stand nun vor dem eleganten Gebäude, dessen Dach hohe Linden und Platanen beschatteten. Durch eine künstlich hervorgebrachte Lichtung bot sich eine Fernsicht durch den Garten, die von der Villa begrenzt ward. Rings herrschte tiefe Stille; nur in den Bäumen sangen einzelne Vögel und hoch in der blauen Luft schwirrte eine Lerche. Die Fenster des Pavillons waren verschlossen, wie der Graf selbst angeordnet hatte; die Thür mit den braunen und rothen Glasscheiben war angelegt.

— Er ist noch dort! dachte Gabriele.

Ihr Herz schlug rascher, als sie sich geräuschlos näherte. Vorsichtig spähete sie durch die Spalte der Thür in den halbdunkeln Raum. Da saß der Graf auf dem Sopha, auf demselben Platze, den er stets so gern eingenommen. Er stützte den Kopf und starrte sinnend auf den Teppich zu seinen Füßen. Das Geräusch, von dem Oeffnen der Thür hervorgebracht, machte ihn auffahren.

— Gabriele rief er mit unterdrückter Stimme.

Seine schönen Züge sahen bleich aus bei dem ungewissen Lichte, das durch die farbigen Gläser der Thür drang.

— Otto, rief sie vorwurfsvoll, was treibst Du?

— Ich denke an Dich!

— Und hier, an diesem Orte!

— Er ist so still und einsam ...

— Aber er erinnert an ein Ereigniß, das mich heute noch mit Schrecken erfüllt!

— An das Verschwinden des Brautkranzes.

Sie warf sich ihm an die Brust.

— Otto, ich habe Dich diesen Morgen mit Schmerzen erwartet ...

— Du hast mich so früh schon erwartet, mein süßes Kind?

Er pflegte sie oft „süßes Kind" zu nennen, seit er mit ihr verheirathet war. Nun umschlang er sie zärtlich und drückte einen Kuß auf ihre Stirn.

— Otto, rief die junge Frau erschreckt; was ist Dir?

— Diese Frage!

— Du zitterst am ganzen Körper.

— Vor Wonne, vor Seligkeit!

Der Gatte drückte sie stürmisch an sich.

— Armer Mann, Du hättest den Pavillon nicht betreten sollen ...

— Warum? Warum?

— Auch mir ist er schrecklich!

Nein, Liebe, nein! Sieh, das trauliche Dämmerlicht, und die Einsamkeit erheben das Gemüth und schließen ab von der Außenwelt ... O, mein süßer, mein lieber Engel!

Er zog sie zu sich auf das schwellende Polster des Sopha's.

— Bist Du krank? fragte Gabriele erschreckt.

— Krank?

— Wie seltsam Du bist!

— Weil ich Dich unaussprechlich liebe.

— So hättest Du diesen Morgen zu mir kommen sollen, statt Dich trüben Gedanken zu überlassen.

— Ich wollte Deinen Morgenschlaf nicht stören.

— Seltsamer Mann!

— Ach, Gabriele, rief er leise und bebend, Du wirst mich jeden Morgen hier finden, denn hier ist der Tempel, in dem ich um Dein Glück, um die Erhaltung Deiner Liebe bete ...

Die arme Frau mußte weinen.

— Otto, Du willst es mir nicht bekennen, daß der geheimnißvolle Vorfall in diesem Pavillon Dich mit Befürchtungen erfüllt ...

— Nein, nein!

— Du selbst glaubst an Vorbedeutungen, obgleich Du mich abergläubisch und thöricht nanntest, wenn ich Dir meine Befürchtungen mittheilte ...

Der Graf strich mit der Hand über die bleiche Stirn.

— Es ist wahr, rief er; man muß stark sein, um gewisse Dinge zn ertragen!

Nun legte er sanft den Arm um die Taille.

— Gabriele, fragte er wie zerstreut, bist Du auch ganz glücklich?

— Du weißt es ja!

— Ist Dir Dein Mann Alles auf dieser Welt?

— Frage doch nicht so, Otto!

Sie erhob sich.

— Warte noch! rief er.

— Folge mir in das freundliche Sonnenlicht.

Gabriele betrachtete den aufgeregten bleichen Mann, der sich auf die Lehne des Sopha's stützte. Es war eine unerklärliche Veränderung mit ihm vorgegangen, deren Grund sie in einem moralischen Leiden suchte. Das eigenthümliche Licht, erzeugt durch die gefärbten Glasscheiben, ließ seine Züge alterirt und blaß erscheinen.

— Du hättest diesen Pavillon nicht betreten sollen! flüsterte sie unter Thränen.

Sie neigte sich und küßte ihm die Stirne.

Er umschlang sie mit beiden Armen und küßte sie wie ein Verzweifelnder.

— Otto, was ist Dir? fragte sie entsetzt.

— Nun ist es gut; ich halte Dich, Dich, Gabriele, die ich mehr liebe als mein Leben! Zu Deinen Füßen möchte ich sterben, die Ueberzeugung mit mir nehmend, daß Du mich allein geliebt hast auf dieser Erde.

— Und so ist es ja auch, Otto! Als ich Dich an dem Parkgitter der Villa bei London nur flüchtig gesehen, verließ Dein Bild meine Seele nicht wieder ...

— Gabriele!

— Ich mußte Dich lieben; ach, ich empfand die erste Regung zu einem Manne ...

— Und zuvor hast Du nie geliebt?

— Nie, nie! Das schwöre ich bei Gott!

Er bedeckte das Gesicht mit den bebenden Händen; es schien als ob ein Krampf alle seine Glieder zusammenzöge. Gabriele begriff, daß sie sich stärker stellen mußte, als sie wirklich war. Sie setzte sich ihm zur Seite und ergriff seine Hand, um ihm freundlich zuzureden. Da ward die Thür des Pavillons leise geöffnet. Henriette stand auf der Schwelle.

— Was willst Du?

— Gnädige Frau, so eben ist Fräulein Sabine angekommen.

— Sabine?

— Ich ward beauftragt sogleich die Anmeldung zu besorgen.

— Melde der Tante, daß ich gleich kommen würde.

— Das Fräulein ist schon unterwegs.

— Hierher?

— Ja, gnädige Frau!

Die Herrin entließ die Zofe durch einen Wink.

— Geh', rief hastig der Graf, man soll mich in dieser Verfassung nicht sehen! Zumal Sabine, die ich für meine Feindin halte ... Ich folge Dir, sobald ich mich gesammelt habe.

— Auch mir ist es wünschenswerth, obgleich ich versichern kann, daß Sabine uns beiden wohl will.

— Gehe, ich kann die Dame jetzt nicht sehen!

— Wir erwarten Dich zum Frühstück in der Laube; laß nicht zu lange auf Dich warten.

Sie küßte ihn flüchtig und verschwand.

Der Graf sah der reizenden Erscheinung liebevoll nach.

— O Gott, ist das ein Unglück! rief er schmerzlich. Und wie selig hätte ich sein können!

Mit zitternden Händen zog er die goldene Uhr.

— Noch ist es nicht Zeit! murmelte er. Ich kann noch bleiben!

Jetzt erblickte er am Boden eine rothe Bandschleife, die der Robe Gabrielens entfallen war; gierig ergriff er sie und drückte sie an seine Lippen.

Gabriele eilte durch den Hauptweg der Villa zu.

— Sabine darf nichts erfahren, flüsterte sie vor sich hin, wenigstens jetzt noch soll der Gemüthszustand des Grafen Geheimniß bleiben. Ich werde ihn durch die zarteste Sorgfalt zu beruhigen und zu heilen suchen; er liebt mich so leidenschaftlich, daß er an die Dauer des Glücks seiner Liebe nicht zu glauben wagt. Tauchen doch auch in mir Zweifel auf, die mich mit Pein erfüllen.

In der Kastanien-Allee trat Sabine der jungen Frau entgegen.

— Guten Morgen, meine Liebe! rief die verwachsene Dame, die eine auffallend reiche Toilette gemacht hatte.

Gabriele umarmte die Tante.

— So früh schon hast Du die Stadt verlassen?

— Weil es mich drängte, Dich zu sehen ...

— Wie gut Du bist, Sabine.

— Und mit Dir zu frühstücken.

— Du wirst willkommen sein wie stets, Tante.

— Wo ist der Graf?

— Ich habe mit ihm eine Morgenpromenade gemacht; jetzt nimmt er ein Bad, dann kommt er zu uns.

— Ach, er weicht nicht von seinen Gewohnheiten ab; ich freue mich, den schönen Mann zu sehen, um den die Aristokratie der Residenz Dich beneidet. Aber wie, die junge Gräfin ist so erregt ...

Gabriele mußte eine zweite Lüge aussprechen.

— Weil die Gräfin eilte, ihre Tante zu umarmen!

Und sie umarmte wirklich das kleine Wesen, um ihre Verwirrung zu verbergen; sie fühlte eine glühende Hitze im Gesichte und hatte den Muth nicht, die forschende Tante offen anzublicken. Trotz der Mühe,

die sie sich gab, ruhig zu scheinen, konnte sie doch eine Hast nicht unterdrücken, die sich in allen Bewegungen bemerkbar machte.

— Wie befindet sich der Vater? fragte sie.

— Gut, recht gut!

— O, das freut mich!

— Er hat mir tausend Grüße aufgetragen.

— Danke, liebe Tante.

Arm in Arm gingen die beiden Damen nach der Laube. Gabriele plauderte viel und lebhaft; Sabine lächelte, denn sie hatte längst bemerkt, daß die Gräfin sich in einer ungewöhnlichen Gemüthsverfassung befand. In der Laube war der Tisch schon gedeckt; ein Lakai wartete auf den Befehl der Herrin.

— Man bringe die Chokolade!

Der Bediente eilte nach der Villa.

— Ich sehe Dich zum zweitenmal seit Deiner Hochzeit, begann Sabine, die sich auf einen der prachtvollen Fauteuils geworfen hatte, ohne Shawl und Hut abzulegen.

— Es ist unrecht, sehr unrecht, daß Du meiner so wenig gedenkst.

— Du sprichst unüberlegt einen Vorwurf aus, beste Gabriele, den ich nicht verdiene. Junge Eheleute lieben es, während der Flitterwochen allein zu

sein ... Besuche, und kommen sie von den nächsten Verwandten, sind ihnen lästig ... wenigstens schließe ich so, nachdem ich über diesen Punkt nachgedacht habe. Ich müßte Dich wahrlich nicht lieben, wollte ich die schönste Zeit der Ehe, die oft nur von kurzer Dauer ist, durch prosaische Besuche unterbrechen.

— Da ist die kalte Philosophie wieder! rief lächelnd die junge Frau.

— Verzeihung, ich philosophire nicht kalt, auch das Herz hat einen großen Theil an meinen Aufstellungen ... die Flitterwochen sind von Natur poetisch, sie müssen es sein, wenn sie wahrhaft beglücken sollen ... Du wirst mich, dessen bin ich gewiß, stets freundlich empfangen; aber bekenne offen: ist es Dir heute angenehm, daß ich Deine eheliche Trautheit durch einen Besuch unterbreche?

— Sabine, Sabine!

— Den Gemahl will ich gar nicht fragen, ich kenne seine Antwort und deute sie ihm nicht übel.

— Du bist im Unrechte, Tante!

— Nein, nein! Es drängte mich, Dich zu sehen ... Gleich nach dem Frühstück breche ich wieder auf ... jede Stunde, die Du in Gesellschaft Fremder verbringst, ist dem unbeschreiblichen Glücke der Flitterwochen gestohlen.

— Mein Gott, bist Du uns denn eine Fremde?

— Jungen Ehegatten ist selbst der Vater fremd. Und nicht wahr, Gabriele, es geht Dir gut, recht gut?

— O, gewiß!

— Du hast Dich in dem Grafen nicht getäuscht?

— Diese Frage, rief Gabriele verwirrt.

— Bitte, sie ist sehr natürlich! Der Ehemann ist oft ein anderer, als der Bräutigam ... ein Gut, das man sicher besitzt, verliert zwar nicht den Werth, aber es hat für den Besitzer denselben Reiz nicht mehr ... Bei Dir ist es nicht so ... auch ist die Zeit zu kurz ...

Der Lakai trat ein.

— Befehlen die gnädige Frau, daß ich servire?

— Jawohl, mein Freund! rief Sabine.

Es geschah.

Die Tante ergriff die vergoldete Tasse und begann zu schlürfen; dabei warf sie forschende Seitenblicke auf die Nichte, die nachdenklich dem sich entfernenden Bedienten nachblickte.

— Dein Gemahl bleibt lange, unterbrach Sabine das Schweigen.

Die Gräfin antwortete nicht.

— Gabriele, rief die verwachsene Dame, ist etwas vorgefallen?

— Nichts, nichts!

— Du bist besorgt, gestehe es nur.

— Dort kommt Otto!

Der Graf kam von der Villa her; Gabriele eilte ihm entgegen, küßte ihn, hing sich an seinen Arm und zog ihn plaudernd mit sich fort nach der Laube.

— Wie bleich er aussieht, dachte die beobachtende Tante, und wie kühl er die Liebkosungen seiner Frau aufnimmt ... Er ist doch ein schöner Mann!

Der Graf war wirklich sehr ernst; von der Freudigkeit eines Ehemanns, der in den Flitterwochen lebt, verrieth er keine Spur. Die Blässe seiner schönen männlichen Züge deutete auf ein Gemüthsleiden, denn sie erschien nicht krankhaft. Bei dem Anblicke der Tante, die ihm stolz lächelnd die Hand entgegenstreckte, versuchte er zu lächeln ... es gelang ihm, ein trübseliges Lächeln zu erkünsteln.

— Lieber Graf, sind Sie krank?

— Ich fühle mich wohl!

— Dann sind Sie verstimmt ...

— Für den Augenblick ja; ich habe Nachrichten von meinem Vater erhalten, die nicht zu den ange-

nehmen zählen ... der alte Mann ist ernstlich erkrankt.

Sabine ließ ihren philosophischen Scharfsinn leuchten.

Sie nennen Ihren Vater alt, mithin ist er dem Ziele nahe, das uns Allen gesetzt ist. Sollte der Himmel ihn von dieser Erde abberufen, so erfüllt sich ein unumstößliches Naturgesetz ...

— Ohne Zweifel, meine beste Tante; wenn der Vater aber hinscheidet, ohne sich mit dem Sohne zu versöhnen, so äußert der Tod eine Wirkung auf das Gemüth des Sohnes ...

— In diesem Falle muß der Sohn seinen festen Charakter zeigen! Soviel ich den Zwiespalt beurtheilen kann, ist er die Folge bizarrer Voraussetzungen, die in unserer aufgeklärten Zeit keinen Boden mehr haben. Ich bitte Sie, lieber Graf, meine Nichte darunter nicht leiden zu lassen ...

— Wie meinen Sie das? fragte er kurz.

— Verbannen Sie den Mißmuth und suchen Sie Ersatz bei der Gattin, die Ihnen mindestens eben so nahe steht, als der grundlos zürnende Vater. Diesen Rath ertheilt Ihnen ein wohlmeinendes Herz...

— Ich werde ihn befolgen, denn Gabriele geht mir über Alles!

Er küßte der Gattin die Stirn und ließ sich neben ihr nieder. Sabine versuchte es, durch ein heiteres Gespräch dem Grafen die Wolken der Sorge zu verscheuchen; es war vergebens, denn Otto blieb einsilbig und antwortete wie gezwungen auf die Fragen, die seine reizende Gattin an ihn richtete. Sabine sah endlich nach der Uhr.

— Ich muß fort! rief sie wie erschreckt.

— Warum schon so früh, Tante?

— Weil das Hauswesen meiner bedarf. Ich habe ja nur einen ganz kurzen Besuch beabsichtigt, um mich von dem Wohlbefinden meiner Lieben zu überzeugen.

Sie brach auf.

Die Gatten begleiteten die Tante nach der Villa. An der Treppe verabschiedete sich der Graf und ging in den Saal des Erdgeschosses, dessen hohe Glasthür weit geöffnet war.

— Das ist verletzend! flüsterte Sabine.

Auch Gabriele war erschreckt.

— Nimm es nicht übel auf! rief sie. Otto ist schon den ganzen Morgen verstimmt, er hat, wie Du gehört, trübe Nachrichten empfangen ...

— Immerhin; ein Mann, ein ehemaliger Offizier, muß sich zu beherrschen wissen.

— Ich bitte Dich, liebe Tante!

— Er scheint das Bürgervolk jetzt abschütteln zu wollen.

— Nein, o nein! Seine Zärtlichkeit mir gegenüber ist dieselbe geblieben ... wenn der Schmerz um den hartnäckigen Vater ihn bekümmert ...

— So muß er es die Verwandten nicht entgelten lassen, die seine Schulden bezahlen! rief die bucklichte Tante erbittert.

— Beurtheile ihn nicht falsch, Sabine!

— Wer bin ich denn, daß er mich hier an der Treppe verläßt, als ob ich ihm eine fremde lästige Person wäre?

— Du bleibst meine gute Tante!

Sabine schlug den Weg um das Haus ein.

— Da hast Du den übermüthigen Edelmann, fuhr sie erregt fort. Kaum ist er in dem ersehnten Hafen angelangt, und er schiebt verachtend die bei Seite, die ihm den Eingang ermöglicht haben.

— Er wird Dich um Verzeihung bitten ...

— Das fordere ich nicht.

— Und Du wirst ihm verzeihen, Tante, denn er ist von Herzen gut. Man ist ja nicht immer seiner Stimmungen mächtig ...

In der Nähe des eleganten Wagens, der ange-

spannt im Hofe hielt, blieb Sabine stehen; sie fragte leise, daß es der Kutscher nicht hören konnte:

— Gabriele, jetzt bekenne offen, was ich Deinem Vater antworten soll, wenn er mich fragt: ist mein Kind glücklich?

— Ja, ich bin glücklich!

— Täusche mich nicht, Gabriele!

— Noch habe ich keinen Grund mich zu beklagen.

— Desto besser.

— Verschweige dem Vater, was so eben vorgefallen.

— Dir zu Liebe werde ich schweigen und dulden! sagte Sabine empfindungsvoll.

— O, wie danke ich Dir, liebe Tante!

Beide küßten sich.

— Gabriele, noch eine Bitte lege ich Dir an's Herz.

— Sprich sie aus.

— Du bist noch unerfahren in dem Umgange mit Deinem Manne und kannst ihm mithin die Stellung nicht anweisen, die er zu Deinem Heile einnehmen muß ... vergib Deinem Range nichts, sei nicht zu unterwürfig und laß den Edelmann nicht dominiren. Du bist die Tochter eines Millionärs, die ein-

zige Erbin ... und auch meine Erbin! fügte Sabine betonend hinzu. Darum betrachte mich auch ferner als Deine zweite Mutter und berathe mit mir jede Angelegenheit, ehe Du Deinem Manne irgend eine Konzession ertheilst. Du kennst mich und weißt, daß ich mich nicht eindränge; aber Dein Glück möchte ich doch nicht außer Acht lassen, das, so scheint mir, in Gefahr schwebt. Das Benehmen Deines Mannes bezeichnet den Anfang der Stellung, die er dem bürgerlichen Volke gegenüber einzunehmen gedenkt ...

— Du siehst zu schwarz, Sabine!

— Immerhin; es ist besser, wir sind weniger sorglos ... triff vor allen Dingen keine Verfügung über Dein Vermögen ... verweise den Gemal in Geldsachen stets an den Vater ... unterläßt Du dies, so schwindet Dir der feste Boden unter den Füßen ... Du gibst die Waffe aus der Hand, mit der Du Dich später vertheidigen kannst. Ich rathe Dir, die ich die Menschen genau kenne, als mütterliche Freundin. Habe ich mich getäuscht, um so besser ... Vorsicht ist zu allen Dingen gut. Nun lebe wohl und komme bald zur Stadt.

— Bald, recht bald.

Die Tante umarmte die Nichte, ließ sich von dem Bedienten in den Wagen helfen und fuhr da-

von. Noch im Thore winkte sie der Zurückbleibenden einen Gruß mit dem weißen Tuche zu.

— Mein Gott! mein Gott! flüsterte Gabriele vor sich hin. Die Gemüthsstimmung Otto's, die das geheimnißvolle Ereigniß hervorgebracht, macht mir schwere Sorgen! Die Umwandlung, die mit ihm vorgegangen, ist so jäh, so unerwartet ... Nein, ich schreibe ihr eine andere Ursache nicht zu ... Otto liebt mich leidenschaftlich, er glaubt an böse Vorbedeutungen und fürchtet ein Unglück ... Aber wenn ich bedenke, wie er sonst über den Vorfall gesprochen, wie er ihm gar keine Bedeutung beigelegt, ihn selbst für lächerlich befunden hat ... Nein, ich will nicht grübeln, will der Vorsehung und unserer Liebe vertrauen, die den Ehebund geschlossen hat. Sabine setzt in ihrer Gereiztheit Dinge voraus, die nicht existiren.

Sie ging langsam durch den Garten in den Saal. Nach der Scene in dem Pavillon glaubte sie sich zu der Annahme berechtigt, die übergroße Liebe des Gemahls habe eine traurige Idee in ihm erzeugt, von der sie ihn nur durch fortgesetzte Zärtlichkeit befreien könne. War sie auch selbst von Besorgniß befangen, so empfand sie doch eine Art Genugthuung ... Otto manifestirte ja seine innige Neigung zu der Frau, die er ohne Eigennutz gewählt hatte.

Bestürzt blieb sie auf der Schwelle stehen. Der duftige Saal war leer ... Otto, den sie hier vermuthete, ließ sich nirgends entdecken.

— Ich muß ihm nachgehen! flüsterte sie traurig vor sich hin. Schon diesen Morgen mußte ich ihn aufsuchen. Er hätte mich hier wohl erwarten können. Wenn Sabine Recht hätte ...

Sie mußte die Thränen trocknen, die sich ihr gewaltsam in die Augen drängten.

An den Saal grenzte ein Kabinet, das die jungen Gatten einigemal zu traulicher Unterhaltung benutzt hatten. Hier glaubte Gabriele den Träumer, so nannte sie ihn noch, zu finden. Nicht ohne Zagen öffnete sie die Flügelthür.

— Wer ist da? fragte eine Stimme.

Der Graf, der am Fenster stand, hatte diese Frage ausgesprochen, ohne sich zu wenden.

Gabriele verbarg ihren Schmerz.

— Wer anders als Deine Frau sollte wohl unangemeldet bei Dir eintreten?

Er ging zu ihr und reichte ihr die Hand.

Du bist's, Gabriele! Ich war so lebhaft im Geiste mit Dir beschäftigt, daß ich meine Umgebung vergaß. Wie, Du hast geweint?

— Es ist nichts, Otto, nichts!

— Wer erpreßt Dir Thränen?

— Sei ruhig, Otto! bat sie schmeichelnd.

— Wie thöricht, daß ich frage ... Sabine war ja hier, meine Freundin. Diese Sabine sorgt schon, daß wir unseres Glückes nicht froh werden.

— Du verkennst sie, wahrlich, Du verkennst sie. An unserem Hochzeitstage reichtest Du ihr versöhnt die Hand, schlossest mit ihr Frieden nach einem eingebildeten Kriege ... Und sie meint es so gut mit mir ...

— Das eben möchte ich verhindern! unterbrach der Graf sie hastig. Mache Dich frei von dem Einflusse dieser Tante, die es weder mit Dir noch mit mir gut meint.

— Otto, hat sie Dich beleidigt?

— Du argloses Kind! Folge mir, Deinem Manne ...

— Es muß doch etwas geschehen sein.

— Ich beuge vor, Gabriele; sobald etwas geschehen, ist es zu spät.

— Sabine fühlte sich beleidigt ...

— Gut, daß sie meine Antipathie wahrgenommen ... mag sie uns fern bleiben, ich werde sie nicht aufsuchen. Wir sind uns selbst genug und bedürfen

der weisen Lehren Deiner Tante nicht, die einer unser unwürdigen Sphäre angehört.

Die arme Gabriele stand wie vom Blitze getroffen.

— Was ist das? flüsterte sie. Die Schwester meines Vaters gehört einer Sphäre an ...

— Ich spreche nur von Sabinen; mit Deinem Vater, der der hohen Geschäftswelt angehört, ist es anders. Sabine ist von spießbürgerlichen Grundsätzen beseelt, denen ich zu uns den Eingang nicht gestatten darf. Ist schon ihre Erscheinung lächerlich ...

— Otto, um des Himmels willen ...

— So muß ich ihren Umgang für Dich als gefährlich bezeichnen. Eine Gräfin von Ravenstein steht auf der Höhe der Gesellschaft ... Ich will in demselben Grade stolz auf Dich sein, Gabriele, wie ich Dich liebe. Nimm meine Worte nicht für den Ausfluß eingerosteter Vorurtheile ... Ich fordere nur, daß Du mir die Kluft ausfüllen hilfst, die mich von meiner Familie trennt. Mein Vater liegt schwer krank, aber er wird, so hoffe ich, genesen. Du bist von Natur mit allen Anlagen ausgestattet, die zu der Hoffnung berechtigen, daß Du ein schönes Glied in der Kette unserer Familie werdest. Gewiß, Gabriele, ich zähle fest auf Dich ... Du sollst die Brücke

bilden, auf der ich zu dem versöhnten Vater zurückkehre. Noch mehr: Du sollst der Arzt des kranken Grafen sein, der sicher dem Tode verfallen, wenn Du ihm Deine Vermittlung entziehst. Indem ich Dich in die Welt einführe, die an Dich, als meine Gattin, ein unbestrittenes Recht hat, bereite ich den Ausgleich vor, der zwischen meiner Familie und mir stattfinden muß, wenn unser Glück gedeihen und befestigt werden soll. Ich zittere bei dem Gedanken, daß es anders kommen könne ... Nenne mich nicht stolz, streng oder wohl gar herzlos; ich muß höheren Anforderungen Rechnung tragen und manches wieder gut machen, was ich im jugendlichen Uebermuthe versehen habe.

Die junge Frau konnte kaum Worte finden, um den Gedanken und Gefühlen, die auf sie einstürmten, Ausdruck zu verleihen.

— Otto, entgegnete sie würdevoll nach einer Pause, Du wirst es erklärlich finden, daß ich für meine Familie spreche, wie Du für die Deinige. Sabine ist ein von der Natur in körperlicher Beziehung vernachlässigtes Wesen ...

— Es wäre thöricht, wollte ich ihr dies zum Vorwurfe machen.

— Sie ist zu beklagen!

— O gewiß, gewiß! rief der Graf.

— Setzen wir sie deßhalb nicht zurück.

— Hast Du gehört, wie herzlos sie über meinen kranken Vater sprach? Und sie ist ein Weib, ein Wesen, das zart fühlen soll ... Sabinens Grundsätze sind verwerflich; sie mögen in gewissen Kreisen imponiren ... ich würde sie verlachen, wenn sie Dir nicht gefährlich werden könnten. Es bedarf eines jähen Bruches nicht; aber ich bitte Dich, gib den intimeren Verkehr mit der boshaften Tante auf.

Der Graf bemühte sich nun, zärtlich zu sein; es stand ihm dies übel an, da die Affektation zu deutlich sich bemerkbar machte. Sein Lächeln war bitter und der Kuß, den er auf die Wange der jungen Frau drückte, war kalt, wie der eines lange verheiratheten Ehemanns.

Die arme Gabriele mußte weinen. Wie hatte der Gemahl in der kurzen Zeit sich verändert! Vor der Hochzeit verlachte er die aristokratischen Vorurtheile, er hatte sie nicht selten hämisch verspottet; jetzt war er der Aristokrat vom reinsten Wasser, und indem er der jungen Gattin den Umgang vorschrieb, den sie zu wählen hatte, zeigte er sich auch als Tyrann, der die Sympathieen dem Adelstolze unterordnet.

— Es gibt doch Vorbedeutungen! flüsterte sie. Der Verlust meines Brautkranzes ...

— Gabriele! rief auffahrend der Gemahl. Verbittere mir durch lächerliche Annahmen das Leben nicht!

— Wie verändert Du bist, Otto!

— Ich bin noch derselbe, der ich war, und werde es stets bleiben. Du aber hast Dich verändert, fügte er gereizt hinzu ...

— Wie, ich?

— Sonst warst Du fügsam ...

— O, ich bin es noch!

— Du widersetzest Dich meinen Wünschen ...

— Otto, bat sie traurig, rechten wir nicht!

— Was will ich denn? rief er auffahrend. Ich will ja nur unser Glück! Statt Dich von dem Manne leiten zu lassen, der die Wege durch das Leben genau kennt, stehst Du auf der Seite Jener, die unser eheliches Glück zu untergraben suchen. Versuche es nur, mir Schritt vor Schritt zu folgen, und Du wirst bald sehen, daß ich Recht habe. Brechen wir ab ... Es ist schon zu viel, allzuviel!

Er fuhr mit der Hand über die Stirn und sah in den Hof hinaus.

Gabriele trocknete die feuchten Augen und trat an die Seite des Gemahls.

— Otto! flüsterte sie nach langer Pause.

— Was willst Du, mein Kind? fragte er, ohne sich zu wenden.

— Entziehe mir Dein Vertrauen nicht. Es geht etwas vor in Deinem Innern ... Du bist seit einiger Zeit so erregt, hältst Dich von mir fern, deutest meine Worte falsch ... Und nun die Zerstreuung, die ich vorzüglich diesen Morgen an Dir bemerke ... Schließe mich nicht aus von Deinem Vertrauen ... Dein Kummer ist der meinige, Deine Freuden sind die meinigen ... Die treue Lebensgefährtin sollte doch Alles wissen, um mit Dir berathen und handeln zu können.

— Ich habe nichts, nichts! rief der Graf.

Dann sah er die Gattin forschend an.

— Es ist die höchste Zeit, fügte er hinzu, daß Du mit Sabinen völlig brichst, denn die Grundsätze dieser schlauen Dame haben schon Eingang bei Dir gefunden. Vertraue Dich mir rückhaltslos an und es wird Alles gut werden. Machen wir eine Spazierfahrt.

Er befahl dem Kutscher, der in diesem Augenblick über den Hof ging, rasch den Wagen anzuspannen. Als er sah, daß Gabriele traurig das Köpfchen schüttelte, rief er:

— Willst Du lieber zu Hause bleiben, so werde ich reiten.

— O nein!

— Ich denke nicht daran, Dir irgend einen Zwang aufzuerlegen.

— Gönne mir zehn Minuten, und ich werde meine Toilette vollendet haben.

Sie ging in ihr Boudoir, aus dem sie zehn Minuten später in Hut und Shawl zurückkam. Der Graf stand schon ungeduldig harrend auf dem Perron; er trug einen hellgrauen Sommerrock und einen braunen niederen Filzhut, der seinem schönen Gesichte vortrefflich stand. Der Wagen war noch nicht vorgefahren. Da sprengte ein Reiter in den Hof, ein Offizier.

— Bertram! rief der Graf überrascht.

Der Freund sprang vom Pferde.

— Ich suche Dich, Otto!

— Da bin ich!

— Beide schüttelten sich herzlich die Hände. Dann grüßte der Offizier militärisch die junge Frau.

— Wir wollten eine Spazierfahrt durch den Wald machen, erklärte der Graf, auf den vorfahrenden Wagen deutend ... Das Wetter ist schön, der Vormittag ist lang ...

— So begleite ich Dich zu Pferde, Freund! Ich setze voraus, daß die gnädige Frau Gräfin mir gestattet ...

Gabriele willigte ein; sie wußte ja, daß Bertram der beste Freund ihres Mannes war. Das gräfliche Paar saß im Wagen; der Offizier ritt neben dem Schlage und unterhielt sich mit Otto, der ernst und wortkarg auf den Freund hörte.

Die Umgebung der Villa war reizend. Zunächst führte der Weg kurze Zeit über Felder und Wiesen, dann zog er sich durch einen Forst, dessen majestätische Eichen Schatten und Kühlung verbreiteten. Hier und dort schmetterten Vögel, daß es weithin erschallte. Nicht selten zeigte sich ein Waldbach, dessen silberklares Wasser zwischen blumigen Ufern fortrieselte. Kein Mensch zeigte sich, es war still und einsam im Walde, wie in einem verlassenen Gotteshause. Gabriele hätte weinen mögen vor Wehmuth. Wie schön war die Erde und Alles, was sie bot, konnte die reiche Dame sich verschaffen ... sie fuhr in einem kostbaren bequemen Wagen, die Unebenheiten des Weges berührten ihren Fuß nicht ... sie konnte ruhend die erquickende Waldluft einathmen und sich ohne Anstrengung an den reizenden Parthieen erfreuen, die rechts und links abwechselnd sich zeigten. Und dieser Wald, diese ganze Gegend

gehörte zu der Villa, war also das Eigenthum Gabrielen's.

— Mein Gott, dachte sie seufzend, wie glücklich könnte ich sein!

Sie warf einen Blick auf den Gemahl; da lag er nachlässig in dem Seidenpolster und starrte wie träumend zu den Wipfeln der Bäume empor. Weder die Schönheit des Tages noch die Pracht des Waldes schien ihn zu berühren; er nickte nur mit dem Kopfe, wenn der Offizier einen Punkt bezeichnete, der einer besonderen Aufmerksamkeit werth war.

Halt! rief plötzlich der Graf.

— Was willst Du, Otto?

— Der Kutscher hielt an.

— Ich muß mir Bewegung schaffen, meinte der Graf; gehen wir zu Fuß, dort zeigt sich ein schattiger bequemer Weg ... der Wagen mag uns hier erwarten.

Man war einverstanden mit diesem Vorschlage. Bertram übergab sein Pferd dem Kutscher, Otto bot seiner Gattin den Arm und der kleine Zug setzte sich in Bewegung. Der Fuß wandelte auf weichem Rasen; links von dem Wege rieselte einer jener kleinen Bäche, die theils künstlich angelegt, theils von Natur geschaffen waren. Die Zweige der Bäume bil-

deten eine Decke, die nur selten eine Lichtung zeigte, durch die der blaue Himmel zu erkennen war. Und wie köstlich dufteten die Waldblumen, die in voller Blüthe standen, wie frisch schimmerte der Rasen und das weiche Moos! Ein munteres Reh trat aus dem Busche, sah mit glänzenden Augen die Spaziergänger an, die die feierliche Stille des Waldes störten, sprang mit einem kecken Satze über den Bach und war verschwunden. Das Wild hatte die Aufmerksamkeit des Grafen erregt; er sprach von Jagden, die er abhalten wollte, nannte die einzuladenden Gäste und lobte den Wildstand in seinem Forste, demselben Forste, den Gabriele ihm zugebracht hatte. Das Gespräch über Jagd, Jäger, Pferde und Hunde wollte nicht enden, obgleich die Dame sich nicht daran betheiligen konnte. Bertram wollte ein anderes Thema bewegen.

— Sie sind ermüdet, gnädige Frau?

— Ja, antwortete sie lächelnd.

— Ruhen wir! rief der Graf.

— Aber wo, wo?

Alle sahen sich nach einem passenden Plätzchen um.

— Dort! rief Gabriele.

Die starken, mit Moos bedeckten Wurzeln einer Eiche bildeten wirklich ein annehmbares Plätzchen, das

fünf Schritte vom Wege lag. Der Graf führte seine Gattin dorthin. Alle ließen sich nieder.

— Wie schön! rief die Gräfin. Hier hat die Kunst nichts gethan, frei waltet die Natur, und doch ist das Herz entzückt ...

— Was ist das? rief auffahrend der Graf.

Er deutete nach einer schmalen Lichtung im Unterholze, die tiefer in den Wald führte.

— Ein Kreuz! flüsterte Gabriele.

Arnold Bertram erhob sich und ging in die Lichtung, die nach acht bis zehn Schritten auf ein freies Plätzchen mündete. In der Mitte desselben stand ein Kreuz, das aus rohen, knorrigen Holzstämmen zusammengesetzt und durch biegsame Weidenruthen im Mittelpunkte gebunden war. Der Fuß stand auf einer zusammengesunkenen, grabähnlichen Erhöhung. Oben auf der Spitze hing ein aus Eichenblättern gewundener, längst verwelkter Kranz. Man war auf den ersten Blick versucht, das Ganze für ein Grabmal zu halten, das der Pflege pietätvoller Menschen entbehrte. Arnold Bertram suchte vergebens nach einer Inschrift oder nach einem Zeichen, das auf die Bedeutung dieses romantischen Denkmals hätte schließen lassen können. Auf dem Hügel zeigte sich schon Gras und Unkraut; der Stamm des Kreuzes neigte sich zur Seite

und dürre Blätter, dem Eichenkranze entfallen, lagen auf dem Boden. Das Plätzchen, inmitten des Dickichts, hatte keine Einfriedigung, und doch konnte man es nur durch die schmale Lichtung betreten und verlassen. Kein Lufthauch regte sich, kein Vogel sang; nur ein großer Schwarm Mücken umkreiste leise summend die Kreuzspitze und den Kranz. Das Sonnenlicht, gedämpft durch die Blätter der hohen Bäume, schuf eine dem Auge wohlthuende mattgelbe Dämmerung.

Als der Offizier sich wandte, standen der Graf und die Gräfin, die leise gefolgt waren, hinter ihm.

Bertram bemerkte sofort den tiefen Ernst, der sich in den Zügen des Freundes ausdrückte.

— Eine gut ersonnene Waldscene! rief er heiter.

— Das Kreuz muß eine Bedeutung haben! murmelte sinnend der Graf.

Dann wandte er sich mit der Frage an seine Gattin:

— Hast Du je von diesem Kreuze gehört, Gabriele?

— Nie! Ich sehe es heute zum erstenmal.

— Noch sind wir in unserem Forste, der bis zu dem nächsten Dorfe sich hinzieht.

Gabriele konnte sich nicht enthalten zu bemerken:

— Seltsam, ein Grab mitten im Walde.

— Es ist kein Grab! rief der Offizier.

— Und doch!

— Man duldet Begräbnisse außer dem Bereiche kirchlicher Friedhöfe nicht.

Man trat den Rückweg an. Otto von Ravensteins Verstimmung hatte den höchsten Grad erreicht; er vergaß seiner Gattin den Arm zu bieten und ging so rasch voran, daß die beiden andern Personen ihm kaum zu folgen vermochten. Gabriele, der es nicht entging, daß der Gemahl tief ergriffen war, flüsterte dem Offizier zu:

— Herr Lieutenant, Sie sind der Freund Otto's ...

— Gewiß, gnädige Frau; ich schmeichle mir, sein ganzes Vertrauen zu besitzen.

— Woher kommt Otto's Mißstimmung? Er ist nicht mehr derselbe, der er vor unserer Verheirathung war.

— Ich glaube den Grund in den gespannten Beziehungen zu seinem Vater suchen zu müssen.

— Dann trage ich die Schuld! seufzte die junge Frau.

— Gewiß nicht, gnädige Gräfin.

Man zürnt ihm der Mesalliance wegen, die er gegen den Willen seiner stolzen Familie geschlossen.

— Es gibt keine Mesalliancen, versicherte der Offizier; die Aufklärung ist zu weit vorgeschritten, man belächelt jetzt die Vorurtheile, die uns so lange beherrscht haben. Ich kenne Otto zu genau, als daß ich ihn nicht mit Ueberzeugung gegen diesen Verdacht in Schutz nehmen sollte. Der kranke Vater beschäftigt ihn ... Es ist dies ein Beweis von dem guten Herzen des Sohnes, das die Aussöhnung wünscht. Es wäre sehr zu beklagen, wenn der alte Graf heimginge, ohne Otto Verzeihung zu gewähren.

— Herr Bertram, sagen Sie mir offen, ich beschwöre Sie, was soll meinem Manne verziehen werden? Wessen hat er sich schuldig gemacht, wenn Sie unsere Verbindung ausnehmen? Auf das väterliche Vermögen verzichtet Otto, er bedarf dessen nicht ...

— Beruhigen Sie sich, der alte Graf wird zur Einsicht gelangen und den Sohn an sein Bett rufen; dann schwindet die Verstimmung Otto's, die ich eine gerechtfertigte Trauer nennen möchte. Haben Sie für jetzt Nachsicht mit ihm und ertragen Sie, so schwer es Ihnen auch fällt, die Launen, die ihn beherrschen. Die Entscheidung kann nicht lange auf sich warten lassen ... Sie werden den treuesten, den hingebendsten Gemahl in Otto besitzen, denn er betet Sie an und zittert, daß Sie ihm entrissen werden könnten.

Da haben Sie die Lösung des Räthsels, suchen Sie keine andere.

Gabriele wagte es nicht, sich darüber zu beklagen, daß der Graf sie ihrer Familie entfremden wolle; sie schwieg und auch der Lieutenant setzte das Gespräch nicht fort, da der Wagen erreicht war. Während der Rückfahrt nach der Villa verharrte Otto im tiefen Schweigen. Fragte ihn der Freund, so antwortete er durch eine Kopfbewegung oder durch eine abwehrende Geste mit der Hand. Seine Gattin, die still neben ihm saß, schien er kaum zu bemerken. Nach einer halben Stunde hielt der Wagen im Hofe der Villa. Gabriele suchte betrübt ihr Boudoir auf; der Graf aber führte den Freund in sein Zimmer.

— Endlich, endlich! rief er. Hast Du Julian gesprochen?

— Ja!

— Wann?

— Gestern Abend.

— Und was hast Du erreicht?

— Nichts, nichts!

Der Graf lächelte mit jener Bitterkeit, die Gabriele in letzter Zeit an ihm wahrgenommen.

— O, ich habe es wohl gedacht!

— Julian, fuhr der Offizier fort, ist der alte

Phantast noch; er bleibt dabei, daß das Duell in vorgeschriebener Weise ausgefochten werde. Deine Trauung mit Gabrielen hat ihn furchtbar erbittert; zwar tobt er nicht mehr, wie früher seine Gewohnheit war, aber gerade in dieser seiner kalten Ruhe erblicke ich Gefahr für Dich ...

— Gefahr?

— In Bezug auf Deinen Vater, dessen Abneigung gegen Dich Julian nähren wird.

— Ist das ein Bruder!

— Diesen Morgen hat er die Residenz verlassen, um einer möglichen Zusammenkunft mit Dir vorzubeugen. Ich wiederhole es: mit dem halbverrückten Menschen ist nichts anzufangen.

Otto, der einen Gang durch das Zimmer gemacht, blieb plötzlich stehen.

— Was räthst Du mir nun? fragte er.

— Du hast Deine Schuldigkeit gethan, indem Du einen brüderlichen Vergleich vorgeschlagen; jetzt bleibt Dir nichts, als Julian aufzugeben und Dich der Familie Deiner Gattin enger anzuschließen. Freund, beherrsche Dich; Gabriele leidet, wenn sie Dich leiden sieht ...

— Aber wie steht es mit meiner Ehre? unterbrach ihn heftig der Graf.

Bertram zog den Freund zu sich auf das Sopha.

— Ich wollte diesen Punkt nicht bewegen, begann er, da ich ihn für abgethan hielt. Du kommst also immer wieder darauf zurück ... Bist Du denn noch nicht befreit von diesen erbärmlichen Vorurtheilen, die neuerdings unter der Aristokratie epidemisch geworden sind? Gott im Himmel, was ist denn ein amerikanisches Duell? Ich nenne es nicht nur Wahnsinn, ich nenne es die größte Nichtswürdigkeit, die infamste Schurkerei, die der Mensch an sich und an Anderen begehen kann.

— Wie denkt Julian jetzt darüber?

— Die Ansicht dieses Narren kann uns nicht kümmern. Otto, Freund, bist Du ein Mann? Betrachte die Duellgeschichte als eine Albernheit, freue Dich des Glückes, das Du im Besitze Deiner liebenswürdigen Gemahlin findest, und sorge ruhig für die Zukunft ... die Vergangenheit ist abgeschlossen.

In den bleichen Zügen des Grafen zeigte sich ein zufriedenes Lächeln.

— Das will ich! rief er.

— Recht so!

— Ach, Freund, mitunter erfassen mich bange Zweifel, mir ist, als ob ich Julian gegenüber eine ernste Verpflichtung eingegangen hätte, die ich um

meiner Ehre willen lösen muß ... dann möchte mir der Kopf zerspringen, die Gedanken drehen sich im Kreise ... mich treibt das Verlangen, Gabrielen Alles zu gestehen ...

— Um des Himmels willen nicht!

— Nur Du kannst mich beruhigen, sagte Otto, die Hand des Freundes erfassend; Du bist mein Tröster! Du besuchst mich zu wenig, Arnold; komme zu mir, so oft es der Dienst erlaubt, ich werde dankbar dafür sein.

Der Offizier versprach es. Eine halbe Stunde später nahm er Abschied und sprengte nach der Stadt zurück. Das Verhältniß zwischen den jungen Eheleuten war, wie der Leser sieht, ein eigenthümliches geworden. Die so plötzlich eingetretene Sinnesänderung des Grafen mußte entweder in der Eigenthümlichkeit des Chrakters oder in Ereignissen beruhen, die einen entschiedenen Einfluß auf das Gemüth ausgeübt. Die arme Gabriele, die so innig und wahr liebte, die nicht einen Funken von Eigennutz oder Stolz besaß, ward die Beute schrecklicher Befürchtungen; so sehr sie sich auch dagegen sträubte, sie glaubte an die Perfidie ihres Gemahls. Eine nicht zu verbannende Stimme flüsterte ihr zu: Otto hat sein Ziel erreicht, er besitzt einen Theil des Vermögens meines Vaters,

und nun zeigt er sich in seiner wahren Gestalt, er behandelt mich als das bürgerlich geborene Weib, dem man gezwungen eine Stelle in der Aristokratie einräumt. Ihr Stolz war verletzt, und wäre ihre Liebe nicht zu rein gewesen, sie würde es gewiß schon jetzt bereut haben, daß sie ihre Hand dem Grafen gereicht. Mit der ihr angeborenen Herzensgüte verzieh sie dem Gemahl, sie hielt ihm Alles zu Gute und hoffte mit Sehnsucht immer auf eine glückliche Gestaltung der Dinge.

— Ich muß ihn entschuldigen, dachte sie, muß Nachsicht mit ihm haben; die Vorurtheile, die mich verletzen, sind die Früchte der ihm gewordenen Erziehung. Er kann sich nicht so schnell davon losreißen. Ja, ja, er hat sich zu viel zugemuthet, als er vor unserer Verbindung den Entschluß faßte, ein Leben mit bürgerlichen Sitten und Gewohnheiten zu führen ... fällt es mir selbst doch schwer, mich in die große Welt zu schicken; ich bebe davor zurück, mit den adligen Damen der Residenz in Verkehr zu treten. Gibt Jedes von uns etwas nach, so wird unsere Ehe sich schon glücklich gestalten.

So dachte die junge Frau, die nun fest beschloß, sich keinem Menschen gegenüber zu beklagen, und ruhig die Launen des Gatten, der unter dem Zwie-

spalt mit seiner Familie litt, zu ertragen. Daß Otto noch einen Bruder hatte, wußte sie; von der täuschenden Aehnlichkeit Beider hatte sie keine Ahnung; der Gemahl hatte nie davon gesprochen.

Bei der Mittagstafel sahen sich die jungen Eheleute. Otto schien heiterer geworden zn sein; er sprach über den Forst, den er bisher wenig gekannt, und freute sich auf die Jagden, die im Herbste und Winter abgehalten werden sollten. Plötzlich fragte er:

— Hast Du nie von dem seltsamen Kreuze im Walde gehört?

— Nie!

— Wahrhaftig nicht?

— Mein Gott, wie bist Du, Otto? Ich wüßte keinen Grund, der mich veranlassen könnte, Dir diesen geringfügigen Umstand zu verschweigen.

— Die Erscheinung bleibt seltsam.

— Immerhin, ich lege kein Gewicht darauf. Liegt Dir daran, so frage den Förster, er wird gewiß Auskunft geben können, da er das Zeichen in seinem Reviere duldet.

Die Erinnerung an das Kreuz hatte den Grafen von Neuem verstimmt; er hob die Tafel auf, küßte die Gattin und zog sich in sein Zimmer zurück. Gabriele schüttelte schmerzlich das schöne Haupt; sie nahm

an, Otto sei dermaßen romantisch gesinnt, daß er jedes geringe Anzeichen für bedeutungsvoll halte. Nach einer Stunde trat er zu ihr in das Boudoir; er trug ein elegantes Reitkostüm, das dem schön gebauten Manne vortrefflich stand.

— Wohin? fragte sie.

— Ich will zu dem Förster reiten.

— Wegen des Kreuzes?

— Nur deßwegen.

Gabriele konnte sich eines Lächelns nicht erwehren.

— Du wirst arg von der Neugierde geplagt.

— Nenne mein Verlangen, in dieser Angelegenheit klar zu sehen, nicht Neugierde; ich bin gewohnt, genau Kenntniß von Allem zu erlangen, was mir nahe liegt.

— Bleibe nicht so lange! bat sie schmeichelnd.

— Nicht länger, als der Weg es erfordert Was wirst Du beginnen?

— Es war das erstemal, daß er diese Frage aussprach.

— Ich werde lesen, auf dem Flügel spielen und einen Gang durch den Park machen.

— Gut.

— Dann wirst Du wohl zurückgekehrt sein.

— Auf Wiedersehen!

Die Gatten küßten sich.

Der Graf war schon an der Thür; er kehrte noch einmal zurück.

— Gabriele!

— Was willst Du, lieber Otto?

— Ich bitte Dich um eine Gefälligkeit.

— Du weißt, daß ich jeden Deiner Wünsche gern erfülle.

— Empfange in meiner Abwesenheit keinen Besuch ...

— Wer sollte heute noch, diesen Nachmittag kommen?

— Gleichviel!

— Der Vater müßte denn eine Abendspazierfahrt machen ...

— So fessele ihn bis ich zurückkehre.

Jetzt erst eilte der Graf in den Hof, bestieg das harrende Pferd und jagte davon.

— Ein gutes Zeichen, dachte die überglückliche Gabriele; Otto scheint eifersüchtig zu sein. Wie grundlos ist seine Furcht ... ich ziehe den Tod der geringsten Untreue vor. Außer Otto hat kein Mann meine Hand geküßt, ich werde auch ferner eine Berührung nicht dulden, die mich als Frau kompromittiren könnte. Jetzt glaube ich, daß die Liebe ihn in steter Befürch-

tung erhält ... Meine Zärtlichkeit wird ihn heilen. Nein, an Sabine hat er nicht gedacht, sie ist ja erst diesen Morgen hier gewesen.

Gabriele setzte sich an den glänzenden Flügel und spielte ihre Lieblingskompositionen. Nach einer Stunde ging sie in den Park hinab; sie besuchte den Gärtner, einen alten bewährten Arbeiter, der an den Treibhäusern beschäftigt war.

— Martin! rief sie dem Alten zu.

Der Gärtner nahm den großen Strohhut ab, der sein Gesicht vor der Sonne schützte.

— Grüß' Gott, gnädige Frau! Befehlen Sie einen schönen Blumenstrauß?

— Bringen Sie mir diesen Abend ein Sträußchen in den Salon ...

— Ich werde die Vasen frisch füllen.

— Recht so, lieber Martin.

— Es gibt ja dieses Jahr eine so große Menge Blumen, daß ich kaum weiß, was ich damit anfangen soll.

Der Alte wollte die Arten aufzählen, die vorzüglich in Fülle vorhanden waren; Gabriele unterbrach ihn mit der Frage:

— Sind Sie in unserem Forste bekannt, der jenseits jener Felder liegt?

Sie deutete mit der Hand nach der Gegend hin.

— O ja, gnädige Frau, ich bin früher oft dort gewesen.

— Ist Ihnen ein Kreuz bekannt, das auf einem grabähnlichen Hügel steht?

Der Alte schüttelte nachdenklich des ergraute Haupt.

— Ein Kreuz?

— Von Manneshöhe, aus rohen Stämmen gebildet.

— Daß ich nicht wüßte.

Gabriele beschrieb die Gegend so genau als möglich.

— Wie soll ein Kreuz in den einsamen Wald kommen! murmelte Martin.

— Ich selbst habe es diesen Morgen gesehen. Es ist schon alt und verwittert.

— Nein, gnädige Frau, darüber kann ich Ihnen keine Auskunft ertheilen. Seltsam bleibt es immer, daß ich davon nichts weiß. Wie in aller Welt kommt das Kreuz in unsern Forst? Vielleicht hat der Förster ein Zeichen gemacht ... es wird wohl so etwas sein.

— Aber der Hügel, der einem eingefallenen Grabe gleicht ...

— Die Jäger machen mitunter solche Dinge, die unser Einer nicht versteht; von dem Förster Hoche, der jeden Baum im Walde kennt, ist es schon zu erfahren ... Passirt ist nichts, das dazu Anlaß gegeben ... es wird wohl ein Jagdzeichen oder so etwas sein.

Gabriele ging weiter und kehrte nach einer halben Stunde ermüdet in die Villa zurück. Wiederum verbrachte sie eine volle Stunde mit Lesen und Spielen. Die Pendüle schlug fünf und schlug endlich sechs. Der Gemahl blieb aus. Eine peinliche Angst befiel die junge Frau.

— Es ist unerhört! flüsterte sie vor sich hin. Otto's Liebe zu mir muß doch nicht die rechte sein, er würde sich sonst nicht so lange von mir trennen können. Der Weg ist nicht so weit ... Mein Gott, wenn ihm ein Unglück zugestoßen wäre!

Sie erschrak heftig bei diesem Gedanken. Um ihre Unruhe zu bekämpfen, ging sie wiederum in den Garten, sie konnte die Zimmer nicht ertragen, die ihr zu eng geworden.

Wir beobachten den Grafen, der im raschen Trabe das Schloß verlassen und den Forst erreicht hatte. Der Weg zu dem Försterhause führte an dem mysteriösen Kreuze vorüber, das dem armen Manne so große Sorge bereitete.

— Muß ich denn immer an den Tod erinnert werden? flüsterte er vor sich hin. Inmitten des Glücks, dessen ich mich erfreue, ist der Gedanke gräßlich! Wer wagt es, in meinem Forste so zu verfahren? O, Julian, der mir das wunderliche Hochzeitsgeschenk gemacht, wird den Anlaß zur Errichtung des Kreuzes gegeben haben. Wahrlich, das ist ein memento mori ... Aber ich lasse es beseitigen ... Möglich, fügte er nach einer Pause hinzu, daß mein phantastischer Bruder nicht darum weiß ... Gewißheit um jeden Preis!

Er sprengte durch den Forst und erreichte den Seitenweg; ein günstiger Zufall ließ ihn sogleich den rechten Pfad finden.

— Der Förster muß Aufklärung geben! dachte er. Mein Gott, kann ich mich denn von dem Gedanken nicht losreißen, daß ein früher Tod mich aus diesem Leben abruft? Wohlan, ich werde mit männlicher Energie kämpfen und den Rath Bertram's befolgen ... Ach, wäre ich nur ganz rein von Schuld!

Otto erschrak vor sich selbst, als er diesen Gedanken leise ausgesprochen.

— Bah, rief er, um sich zu beruhigeu, Gabriele selbst hat entschieden! Der phantastische Julian hätte

sie nicht glücklich machen können. Hat der habsüchtige Bruder mich nicht aus dem Herzen des Vaters verdrängt? Hier zeigt sich die Nemesis ... ein Herz, an das ich mich klammern konnte, muß mir doch bleiben, und mir ist das Herz Gabrielens geworden, des schönen Weibes. Bertram hat Recht, man muß die Dinge im Leben nicht so ernst nehmen ... Jeder Mensch ist Egoist und kämpft um sein Glück. Das Duell erscheint mir je mehr lächerlich, je gründlicher ich darüber nachdenke! Der Vernünftige bezahlt alberne Vorurtheile nicht mit dem Leben. Nun will ich Ordnung in meine Besitzungen bringen, will das Schädliche beseitigen und das Nützliche einführen; dann kann ich das väterliche Erbe entbehren und es ohne Scheelsucht dem Bruder überlassen, der sich durch irdische Glücksgüter für den Verlust Gabrielen's entschädigen mag.

Das Roß stand plötzlich still, als ob eine kräftige Hand es angehalten hätte.

— Was ist das? murmelte der Reiter.

Er sah um sich. Rechts bemerkte er die Eiche, auf deren hohen Wurzeln Gabriele Vormittag geruht hatte. Es war still im Walde; kein Mensch, kein Wild zeigte sich. Die schwüle Sommerluft schien still zu stehen, in den Zweigen der Bäume herrschte völ-

lige Regungslosigkeit. Nur die grauen Mücken summten und hier und dort schwärmten Bienen, die aus den Kelchen der Waldblumen Honig holten. Die Ruhe war dem Grafen unheimlich. Er sprang mit der Gewandtheit des geübten Reiters zu Boden.

— Du stehst still! murmelte er, indem er das schlanke Pferd am Halse streichelte. Wäre ich abergläubisch, so würde ich eine Bedeutung in diesem Umstande erblicken ... Vielleicht habe ich selbst in Gedanken den Zügel angezogen ... ja, so wird es sein. Nun sah er durch die Lichtung.

Das Kreuz mit dem Eichenkranze ließ sich deutlich erkennen; aber der Kranz war nicht welk, seine Blätter schimmerten im frischesten Grün.

— Ein neues Ereigniß! dachte Otto. Ich täusche mich wohl, meine erregte Phantasie erblickt Dinge, die nicht existiren. Was hält mich denn ab, genau zu untersuchen? Der Reflex der Sonne bringt wohl die Wirkung hervor, die mich täuscht. Ich weiß genau, daß der Kranz diesen Morgen welk und dürr war.

Er zog das Pferd zur Seite und band den Zügel an einen jungen Birkenstamm, der dem Wege am nächsten stand. Das Thier folgte ruhig wie ein Lamm. Otto trat hastig durch die Lichtung auf den kleinen Platz, der jetzt eben so einsam und still vor ihm lag,

als Morgens. Die Sonne sandte schräge Strahlen auf das Kreuz, es erschien in ganz anderer Beleuchtung. Der Kranz war wirklich frisch, seine grünen Blätter glänzten prächtig.

Hätte der Graf an der eingetretenen Veränderung noch gezweifelt, so würden ihm die trockenen Blätter Gewißheit gegeben haben, die zerstreut auf dem eingesunkenen Hügel lagen. Es mußte also Jemand Interesse daran finden, den Schmuck des Kreuzes frisch zu halten. Noch stand Otto im Anschauen des seltsamen Zeichens versunken, als sich in dem dichten Unterholze ein Geräusch vernehmen ließ. Er trat rasch hinter den nächsten Baum und lauschte. Das Geräusch, näher kommend, ward immer stärker. Eine dunkle Gestalt ward in dem Grün der Büsche bemerkbar. Es war eine schwarz gekleidete Dame, die langsam auf den Platz trat. Ihr Gesicht ließ sich erkennen; es war schön, sehr schön, aber blaß wie eine Lilie. Sie mußte den besten Ständen angehören, es verriethen dies ihre Toilette und die Feinheit und Noblesse ihrer Züge. Das Hütchen von schwarzem Flor bedeckte den größten Theil der kastanienbraunen Haare, die über der mattweißen Stirn einen vollen Wellenscheitel bildeten. Ein langer schwarzer Mantel von leichtem Stoffe floß über den Rücken herab.

In der rechten Hand, die ein schwarzer Handschuh bekleidete, trug sie einen großen Strauß Waldblumen. Neben dem Kreuze blieb sie stehen.

— Hier, hier ist euer Platz! sagte sie so laut, daß der Graf es deutlich verstehen konnte. Auf diesem Grabe sollt ihr verwelken, nachdem ihr es kurze Zeit mit lieblichem Dufte umzogen.

Melancholisch warf sie eine Blume nach der andern auf den Hügel.

— Mein Gott, fuhr sie lauter fort, nimm diesen geheiligten Ort in Deinen Schutz und bewahre ihn vor Frevlerhänden! Ich sehe ihn erst nach einem Jahre wieder ...

Sie sank auf die Kniee nieder. Das Gebet, das sie leise begann, mochte ihren Schmerz erhöhen; der Graf hörte ein leises Schluchzen, dann sah er, wie die trauernde Dame die Arme ausbreitete und den Fuß des Kreuzes umschlang.

— Otto, Otto, rief sie weinend, schlummere sanft in Deinem Waldgrabe, Dich beschatten grüne Bäume, Dich umduften liebliche Blumen ... Die Schrecken der Verwesung schwinden vor der Pracht der Natur. Otto, ich liebe Dich noch, wenn Du auch im Grabe ruhst. Deine Adele bleibt Dir treu in Ewigkeit.

Zusammengebrochen lag sie da, still und regungslos.

Der Graf schauderte zusammen; er hatte seinen Namen gehört, den Namen dessen, der unter dem Grabhügel schlummern sollte. Freilich konnte auch ein anderer, fremder Mensch den Namen „Otto" tragen; aber es war immerhin bedeutungsvoll, daß er hier und unter den obwaltenden Verhältnissen sich hatte nennen hören. Die Gemüthsstimmung, in der er sich befand, machte ihn empfänglicher für das Romantische, das Mysteriöse; es lag überhaupt in seinem Wesen, mehr zu fürchten und zu hoffen, als ein ruhiger Mann, der erst nach erfolgter Untersuchung sein Urtheil feststellt.

Die trauernde Dame erhob sich langsam.

— Nun muß ich fort! flüsterte sie. Die Sonne senkt sich schon und ich habe noch einen weiten Weg. Behüte Dich Gott, stiller Platz, behüte Dich Gott vor Sturm und Wetter! Die Zeit kommt bald, daß man mich hier begräbt ... ich will ruhen an der Seite meines Otto ... das Leben hat uns getrennt, der Tod wird uns vereinigen. Fasse dich in Geduld, armes Herz, Du wirst bald ausgelitten haben!

Sie erhob sich.

Nachdem sie den faltigen Mantel zusammengerafft, wollte sie den Platz verlassen. Man sah es wohl, daß sie alle Kraft anwandte, um die Trennung von

dem ihr heiligen und liebgewordenen Orte zu beschleunigen. Da erblickte sie den Grafen, der langsam hinter dem Stamme der Eiche hervortrat.

— Heiliger Gott! schrie sie auf.

Schwankend trat sie zu dem Grabe zurück. Ihr Gesicht war blässer geworden und ihre großen Augen starrten den jungen Mann an, der nicht wußte, wie er den Schrecken der Dame deuten sollte.

— Ich wollte Ihre Andacht nicht stören, redete er sie an; mich treibt der Wunsch, Ihnen zu sagen, daß ich jenes Kreuz, wie auch die Bedeutung desselben sein möge, unter meinen Schutz nehme …

— Otto! Otto! kreischte die Fremde auf.

— Sie scheinen mich zu kennen …

— Willst Du in Dein Grab zurückkehren?

Ein kalter Schauder durchrieselte den Grafen.

— In mein Grab? wiederholte er.

Sie sah ihn forschend an.

— Bist Du denn auch Otto?

— Ich bin der Graf Otto v. Ravenstein …

— Du sagst es selbst …

— Wer aber sind Sie?

— Otto, Otto! rief sie im Tone schmerzlichen Vorwurfs. Erkennst Du Deine Adele nicht?

Der Graf hatte nie diese Dame gesehen, nie ihren Namen gehört.

Er verneinte es durch ein Zeichen, das er mit dem Haupte gab.

— Ich habe Unrecht! flüsterte sie. Wo bin ich denn? Am Kreuze im Walde ... und Du bist Otto, ich erkenne Dich ...

Sie trat scheu einen Schritt zurück.

— Otto, bist Du nicht gestorben? rief sie, wie von einem Gedanken plötzlich ergriffen.

In diesem Augenblick wieherte das Pferd, das ungeduldig den Boden stampfte. Adele sah durch die Lichtung nach dem Baume.

— Mein Gott, rief sie unter leisem Schluchzen, hat mich denn ein wunderlicher Traum berückt? Aber Alles erinnert mich an die Wirklichkeit ... das Kreuz, der Wald, jenes Roß ... Ich fühle die warme Sonne, sehe das Grün der Bäume und erkenne Dich, Otto, den ich über Alles liebe ... Du selbst hast mir Deinen Namen genannt ... sprich ihn noch einmal aus ... Du aber verleugnest mich ...

Ein krampfhaftes Zucken durchlief ihren Körper; sie begann zu weinen.

— O, ich habe unbeschreiblich gelitten! rief sie schluchzend.

Plötzlich fuhr sie empor.

— Der Schmerz hat wohl meinen Geist geschwächt und mir die Sinne getrübt ... Ich kämpfe mit einer Vision ... hinweg von diesem Orte, ich kann die schreckliche Einsamkeit nicht mehr ertragen! Wenn Du mich nicht kennst, bist Du Otto nicht, der mir durch heilige Eide ewige Liebe geschworen!

Sie schwankte einige Schritte dem Wege zu, dann brach sie zusammen. Ihr Haupt war sanft in das weiche Moos gesunken, das hier in reicher Fülle den Boden bedeckte.

— Seltsam, seltsam! dachte der Graf. Ein Zufall kann die Ereignisse nicht herbeigeführt haben, die unter sich im festen Zusammenhange stehen. Wenn Julian seine Aehnlichkeit mit mir und meinen Namen gemißbraucht hätte!! Ich muß die Wahrheit erfahren, es koste was es wolle.

Er betrachtete die ohnmächtige Adele.

Ihr Gesicht, obgleich sehr bleich, war immer noch schön. Der feine Teint, das dunkle volle Haar, die schön geschweiften schwarzen Brauen und die langen seidigen Wimpern machten sie zu einer pikanten Erscheinung. Ueber die erste Jugendblüthe war sie hinaus, man errieth es wohl, daß nicht nur die Zeit, sondern auch Gram und Schmerz sie früh altern ge-

macht. Der Graf sann auf Mittel, sie zum Bewußtsein zurückzurufen. Er hob langsam und vorsichtig ihren Kopf empor und berührte mit frischem Grase ihre Schläfe. Schon nach einer Minute öffnete sie die Augen. Verwundert blickte sie den Grafen an, in dessen Arme ihr Kopf ruhte.

— Otto, Otto! hauchte sie. Wenn es ein Traum ist, der Dein liebes Bild mir zeigt, so möge ihn kein Erwachen unterbrechen.

— Es ist kein Traum!

— Dann hat mich Wahnsinn umfangen.

— Fasse Dich, Adele!

— Lebst Du denn?

— Ich lebe, und Alles, was Dich umgibt, ist Wirklichkeit.

Krampfhaft schluchzend umfing sie mit beiden Armen seinen Hals. Der Graf, der junge Ehemann, befand sich in einer eigenthümlichen, schrecklichen Lage. Aber er mußte die begonnene Rolle durchführen, wenn er über die vermuthete Intrigue Julian's Licht erhalten wollte. Er führte sie zu dem Hügel zurück, auf dem er sich mit ihr niederließ. Ein wunderliches Liebespaar auf einem wunderlichen Plätzchen!

— Verständigen wir uns, begann der Graf, dem zunächst daran lag, die Zurechnungsfähigkeit der

armen Dame kennen zu lernen. Verständigen wir uns mit Ruhe, die der Ernst unserer Lage erheischt. Man hat, so scheint mir, eine nichtswürdige Intrigue verübt, deren Folgen Dir Schmerz und Elend bereitet ... Noch einmal, Adele: glaube an die Wirklichkeit und erzähle mir offen, wie Du zu dem Glauben an meinen Tod gekommen bist. Starre mich nicht so an, ich bin gewiß und wahrhaftig der Graf Otto von Ravenstein, den ein glücklicher Zufall Dir entgegenführte.

— Du bist Otto! rief sie hastig. O, ich erkenne Dich an dem Blicke, an den Zügen, an der Stimme ... hast Du meiner auch gedacht?

— Gewiß!

— Und doch hast Du mich nicht aufgesucht ...

— Wie konnte ich, Adele!

— Es ist wahr, ich hatte meinen Wohnort verlassen und lebte still in einem einsamen Dorfe, weil ich die Welt haßte und verachtete ... nur mit Dir wollte ich mich beschäftigen und in der Erinnerung an Dich sterben! Ach, Otto, ich habe namenlose Qual erlitten ... hätte mich nicht ein theueres Wesen an diese Erde gekettet, Dein Ebenbild, Otto, Dein liebes Ebenbild, ich würde mir den Tod gegeben haben, um Dir nachzufolgen.

Sie warf sich in stürmischer Erregung an seine Brust. Otto konnte ihre Zärtlichkeiten nicht erwiedern, er duldete sie mit der Resignation, die seinen Zweck befördern sollte. Hätte er sie nicht ausforschen wollen, er würde sich zu erkennen gegeben haben, da seine Lage immer peinlicher ward.

— Ich spiele die Rolle des gefährlichen Bruders fort, dachte er; hat Julian doch auf meine Kosten gesündigt.

Es ward ihm die Ausführung dieses Entschlusses durch den Umstand erleichtert, daß Adele sehr schön war. Selbst in ihrer Leidenschaftlichkeit, in ihrem Schmerze verleugnete sie die ihr angeborene Noblesse nicht.

— Der Graf sah ein, daß er Fragen stellen mußte, um das zu erfahren, was er wissen wollte, denn Adele gedachte der Vergangenheit kaum, sie erfaßte die Gegenwart mit der Leidenschaftlichkeit, die das plötzliche Wiederfinden des geliebten Mannes angeregt. Dadurch vermied er auch die eigene Entschuldigung, die die betrogene Dame von ihm fordern konnte. Zur Lüge wollte er nicht greifen, es war schon genug, daß er zur Täuschung seine Zuflucht genommen, die sich nicht vermeiden ließ.

— Otto, wie kalt bist Du! rief sie verletzt.

— Nenne mein Benehmen nicht Kälte.

— Was ist es sonst? O, ich verzeihe Dir ja von ganzem Herzen, ich bin überglücklich, daß der Verkündiger Deines Todes mir eine Lüge hinterbracht.

— Wer war der Elende?

— Es war eine Dame.

Der Graf staunte.

— Eine Dame?

— Wie ich Dir sage.

— Nenne sie.

— Du kennst sie ohne Zweifel nicht.

— Es kommt darauf an.

— Sabine Roland! flüsterte Adele.

Jetzt erschrak der Graf.

— Sabine Roland? wiederholte er.

— Ja! Eine reiche, eine sehr reiche Dame; aber sie ist verwachsen und schon alt.

— Ich begreife nicht ...

Sabine kennt Alles, weiß Alles!

— Nenne mir Deine Beziehungen zu ihr, bat er so ruhig, als es ihm möglich war. Wie und wo hast Du diese Sabine kennen gelernt?

— Sie war eine Freundin meiner seligen Mutter, und als diese starb, übertrug Sabine ihre Freund-

schaft auf mich. Aber Otto, habe ich dies Dir nicht schon gesagt?

— Möglich, aber ich habe es vergessen.

— Du weißt, daß wir uns in dem Bade P. kennen lernten.

— Ich weiß es.

— Du schworst mit heiligen Eiden, daß Du mich aufrichtig liebtest.

— Sprich jetzt davon nicht, Adele, ich muß die Infamie kennen lernen, die Dich elend gemacht hat. Aus Deinen Mittheilungen werde ich ersehen können, wie weit man den Betrug mir gegenüber getrieben hat.

— Auch Du bist das Opfer eines Betrugs?

— Erzähle, erzähle!

— Dann räche mich, Otto, räche mich! Ich habe zu viel gelitten, bin der Verzweiflung, dem Wahnsinne nahe gewesen. Hier an dem Kreuze habe ich mir Trost und Stärkung geholt, hier habe ich geweint und gebetet ... Du solltest ja unter dem Rasen ruhen ... Mit eigenen Händen habe ich das Kreuz zusammengefügt, habe den Hügel aufgeworfen, daß die mir heilige Stätte vor dem Vergessen geschützt sei ...

— Fasse Dich, Adele!

— Geduld, ich muß meine Sinne sammeln, daß ich nichts übergehe.

— Beginne bei der Trennung im Bad ...

— Ganz recht, dort muß ich beginnen. Die Trennung von Dir störte zuerst das hohe Glück, das Deine Liebe mir gewährte. Hätte die Aussicht auf das nahe Wiedersehen mich nicht getröstet, ich würde dem Schmerze erlegen sein. Zwar glaubte ich Deinen Schwüren, aber die Furcht vor unerwarteten Ereignissen drückte mich schwer danieder. Du bist Graf, ich bin ein bürgerliches Mädchen ... Der Stolz Deines Vaters, der unter den Kurgästen allgemein bekannt, der kolossale Reichthum, der Dir in Aussicht stand ... Alles das raubte mir den Muth, an einen glücklichen Verlauf der Dinge zu glauben. Du warst mit dem leidenden Vater abgereist, konntest Deine Liebesbetheurungen, die mir so nöthig, nicht wiederholen ... Ach, wäre nur ein Brief von Dir angekommen, den Du zu senden versprochen! Ich blieb allein mit meinem Schmerze, mit meiner Sehnsucht ... Die Kurgäste verließen nach und nach das Bad ... Sabine Roland war meine einzige Freundin, sie tröstete mich und verschob auch ihre Abreise, damit ich nicht allein sein sollte. Der Herbst war schon weit vorgerückt, das Laub fiel von den Bäumen, und

Morgens war die Flur mit Reif bedeckt ... Da entschloß sich Sabine zur Abreise, um Erkundigungen über den Geliebten einzuziehen; sie versicherte, mir Aufklärung verschaffen zu wollen.

Adele mußte sich unterbrechen, um einige Augenblicke zu ruhen. Als sie die großen seelenvollen Augen aufschlug, als ihre Blicke den Grafen trafen, schauderte sie zusammen.

— O Gott, rief sie dann, werde ich noch einmal glücklich, so habe ich mein Glück theuer erkauft!

— Ich glaube Dir, daß Du viel gelitten hast.

— Du allein kannst mir die Ehre zurückgeben ...

— Sei doch ruhig!

— Ich kann meine Schande kaum noch der Welt verbergen!

— Fahre fort, damit ich die Intrigue durchschaue, die man zu Deinem Verderben ausgeführt hat. Nur dann, wenn ich Alles weiß, bin ich im Stande, Dir zu nützen.

Der Graf konnte die leidenschaftlich erregte Adele nicht zurückstoßen, er mußte ihre Zärtlichkeiten dulden.

— Reiste Sabine noch ab? fragte er.

— Ja.

— Beeile Dich, es könnte leicht ein Unberufener uns stören.

Adele seufzte, dann fuhr sie fort:

— Die guten Wirthsleute sorgten für mich, als ob ich ihre Tochter wäre; hätte ich den tiefen Seelenkummer nicht gehabt, ich würde mich in der Einsamkeit des trauten Städtchens wohl gefühlt haben. Erst nach Wochen kam ein Brief von Sabinen, in welchem sie mir schrieb, Otto befinde sich auf Reisen, die er in Familienangelegenheiten habe machen müssen, und werde erst in einigen Monaten zurückkehren. Zugleich ertheilte sie mir den Rath, in dem Badeorte zu bleiben, bis sie mir weitere Nachrichten zu senden im Stande sei. Mir blieb keine Wahl, ich entschloß mich kurz, diesem Rathe zu folgen. War es doch gleichgültig, ob ich hier oder dort mich vor den Menschen verbarg ... Otto, ehe der Winter zu Ende ging, hatte ich der Welt ein Töchterlein geschenkt .... ich nannte es Ottilie ...

Ende des ersten Bandes.